

Basels Eintritt in den Schweizerbund : 1501

Autor(en): **Burckhardt, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigem**

Band (Jahr): **79 (1901)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1006977>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Basels Eintritt in den Schweizerbund

1501.

Von
Paul Burckhardt.

79.
Neujahrsblatt

herausgegeben
von
der Gesellschaft
zur Beförderung des Guten
und Gemeinnützigen

1901.

Basel.

In Kommission bei R. Reich
vormals C. Detloff.
1901.



E/11

Inhalts-Anzeige der früheren Neujaarsblätter.

1. Erzählungen aus der Basler Geschichte in zwangloser Reihenfolge.

- I. 1821. (Berneulli, Dan.) Isaac Iselin.
- II. 1822. (Burchardt, Jac, Oberihelfer, später Antistes.) Der Auszug der Murracher.
- III. 1823. (Ganhart, Rudolf.) Basel wird eidgenössisch. 1501.
- IV. 1824. (Hagenbach, R. R.) Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
- V. 1825. (Hagenbach, R. R.) Die Kirchenversammlung zu Basel. 1431—1448.
- VI. 1826. (Hagenbach, R. R.) Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
- VII. 1827. (Hagenbach, R. R.) Erasmus von Rotterdam in Basel. 1516—1536.
- VIII. 1828. (Hagenbach, R. R.) Scheif Ibrahim, Johann Ludwig Burchardt aus Basel.
- IX. 1829. (Hagenbach, R. R.) Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
- X. 1830. (Hagenbach, R. R.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf dem westphälischen Frieden. 1646 und 1647.
- XI. 1831. (Hagenbach, R. R.) Das Jahr 1830, ein wichtiges Jahr zur Chronik Basels.
- XII. 1832. (Burchardt, A.) Die Schlacht bei Dornach am 22. Juli des Jahres 1499.
- XIII. 1835. (Burchardt, A.) Landvogt Peter von Hagenbach.
- XIV. 1836. (Burchardt, A.) Das Leben Thomas Platers.
- XV. 1837. (Burchardt, A.) Das große Sterben in den Jahren 1348 und 1349.
- XVI. 1838. (Burchardt, A.) Das Karthäuser-Kloster in Basel.
- XVII. 1840. (Burchardt, A.) Der Rappenkrieg im Jahre 1594.
- XVIII. 1840. (Burchardt, A.) Die ersten Buchdrucker in Basel.
- XIX. 1841. (Heusler, Abr.) Die Zeiten des großen Erdbebens.
- XX. 1842. (Burchardt, A.) Hans Holbein der Jüngere von Basel.
- XXI. 1843. (Wackernagel, W.) Das Siechenhaus zu St. Jakob.
- XXII. 1844. Jubiläumsschrift: (Reber, B.) Die Schlacht von St. Jakob an der Birse.

2. Die Geschichte Basels von den ältesten Zeiten bis zur Einführung der Reformation, in zusammenhängenden Erzählungen dargestellt.

- XXIII. 1845. (Fechter, D. A.) Die Murracher und die Römer, Augusta Murracorum und Basilia.
- XXIV. 1846. (Burchardt, Jacob, Professor.) Die Alamannen und ihre Befehrung zum Christenthum.
- XXV. 1847. (Streuber, W. Th.) Bischof Haito, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
- XXVI. 1848. (Burchardt, Theophil.) Das Königreich Burgund. 888—1032.
- XXVII. 1849. Jubiläumsschrift: (Burchardt, Th.) Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein auf der westphälischen Friedensversammlung.
- XXVIII. 1850. (Fechter, D. A.) Das Münster zu Basel.
- XXIX. 1851. (Fechter, D. A.) Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
- XXX. 1852. (Fechter, D. A.) Das alte Basel, dargestellt nach seiner allmäligen Erweiterung bis zum Erdbeben 1356.
- XXXI. 1853. (Burchardt, Th.) Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb von Froburg.
- XXXII. 1854. (Burchardt, L. A.) Bischof Heinrich von Thun.
- XXXIII. 1855. (Hagenbach, R. R.) Die Bettelorden in Basel.
- XXXIX. 1856. (Burchardt, L. A.) Die Zünfte und der rheinische Städtebund.
- XXXV. 1857. (Arnold, W., Professor.) Rudolf von Habsburg und die Basler.
- XXXVI. 1858. (Wackernagel, W.) Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.



Lichtdruck H. Besson, Basel.

Burckh. Mangold, Fecit.

EINZUG DER EIDG. GESANDTEN IN BASEL AM 13. JULI 1501

Basels Eintritt in den Schweizerbund

1501.

Von

Paul Burckhardt.

79. Neujahrsblatt

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

1901.

Basel.

In Kommission bei R. Reich, vormals C. Detloff.

1901.

Basels Eintritt in den Schweizerbund.

1501.

Das erste Neujahrsblatt des neuen Jahrhunderts soll der Erinnerung an das wichtigste Ereignis aus Basels Geschichte geweiht sein; es soll erzählen, wie unsere Vaterstadt eidgenössisch geworden ist. Es ist wohl der Mühe wert, daß wir zurückschauen auf jenes erste Jahr des 16. Jahrhunderts, das die Basler zu Schweizern gemacht hat, dem wir also verdanken, was uns so selbstverständlich vorkommt, daß wir heute schweizerisch denken und empfinden. Und mit uns Baslern erinnern sich wieder die Eidgenossen aller Kantone dankbar daran, was für ein wichtiges Glied in Basel für den Schweizerbund gewonnen worden ist.

Es ist freilich nicht so einfach und in lauter Herzlichkeit zugegangen, als Basel eidgenössisch wurde; manche Schwierigkeiten und Bedenken waren zu beseitigen, und manche Vorurteile zu überwinden, bis die Basler Kinder in der Mischenvorstadt die einreitenden eidgenössischen Gesandten mit freudigem Jubelruf begrüßen konnten.

Bevor wir nun erzählen, wie der Bund zu stande gekommen ist, wollen wir Basel um 1501. in einigen Zügen schildern, was denn Basel damals, bevor es eidgenössisch wurde, für eine Stadt gewesen ist und was es gegolten hat. Im heiligen römischen Reich deutscher Nation war die alte „königliche“ Stadt an der Biegung des Rheins gen Norden wohlbekannt und hochgeschätzt. Basel war keine gewöhnliche Reichsstadt, und an den Thoren war über dem Stadtwappen kein Reichsadler gemalt, denn es war eine der sieben sogenannten „freien Städte“, unter denen Mainz, Köln und Straßburg als die wichtigsten zu nennen wären. Dies waren Bischofsstädte, die, von der Gewalt ihres ehemaligen geistlichen Herrn losgelöst, sich selber regierten und unter dem Schutze des Reiches standen. Sie schwuren zwar noch dem Bischof, als „ihrem Herrn“, aber thatsächlich waren die Bürger selber ihre Herren. Pflichten gegen das Reich hatten

diese Städte, wie also auch Basel, nur wenige; wenn der deutsche König nach Italien zog, um dort die Kaiserkrone zu erwerben, so mußten auch Basler Bürger ihn „über Berg“ begleiten, und wenn im Reich das Aufgebot zu „christlichen Heerzügen“ erging, gegen die keiserischen Böhmen oder gegen die Türken, so ritten auch Basler Krieger im königlichen Heerzuge mit, falls nicht die Stadt, wie in den meisten Fällen, statt dessen eine Ersatzsteuer zahlte. Weder dem Bischof noch dem Kaiser, sondern nur dem Reiche eigen war eine freie Stadt wie Basel; so sollte es wenigstens sein, freilich mußten die Bürger oft erfahren, daß ein Name noch keine Gewähr der Stadtfreiheit war.

Basel war also eine Freistadt, zugleich bekannt als ein altherwürdiger Bischofsitz, als die langjährige Stätte einer allgemeinen Kirchenversammlung und endlich auch als Universitätsstadt. Gar mannigfaltiges Leben entfaltete sich in den alten Mauern, wie in keiner der Städte, die damals zur Eidgenossenschaft gehörten; wenn die „lustigste“, d. h. die am freundlichsten gelegene Stadt an der großen „Pfaffengasse“ der Bischofsstädte am Rhein schweizerisch wurde, so bekam die Eidgenossenschaft ein Bundesglied von ganz eigener Art, wie sie bisher noch keins hatte.

Etwa 25,000 Einwohner mochte Basel zur Zeit der Burgunderkriege zählen, und 1500 Mann stark konnte die Bürgerschaft ins Feld ziehen. Allein dazu kamen noch mindestens ebensoviele Krieger von der Landschaft, die sich um das gleiche Banner scharten. Denn unter Basels Herrschaft stand ja bereits der größte Teil des heutigen Baselland, bewohnt von einem kräftigen und zum Teil sehr wohlhabenden Bauernvolk. Daß die Stadt im Verlauf des 15. Jahrhunderts sich dieses Gebiet zu erwerben vermocht hat, ist von außerordentlicher Wichtigkeit gewesen. Denn erstlich besaß sie damit ein Gebiet wie keine andere Stadt im Reich, ausgenommen etwa Nürnberg, und sodann konnte eben diese Landschaft eine Art Bindeglied werden zwischen Basel und der Eidgenossenschaft. Die meisten andern freien Städte des Reichs hatten die großen Zeiten ihrer Bürgerfreiheit und Blüte schon hinter sich, Basel aber stand trotz allen zeitweiligen Bedrängnissen frei und glücklich da.

Schon die äußere Gestalt der Stadt muß dem Besucher stattlich und freundlich zugleich erschienen sein. Die alte Stadt, eingehegt von den innern Gräben und Schwibbogen, wäre uns wohl recht eng und winklig, aber gewiß trotz vielem Schmutz malerisch vorgekommen. Zwischen den verschiedenen Vorstädten dehnten sich viele Gärten und kleine Nebberge aus; und endlich schlossen die Stadtmauern mit Türmen und Schanzen den ganzen Umkreis. Basel war damals zum größten Teil eine neugebaute Stadt, nach dem Erdbeben und dem großen Brand von 1417 war sie bedeutend verschönert worden.

Gerade gegen das Ende des Jahrhunderts wurde in Basel viel gebaut, der Martinsturm des Münsters wurde vollendet und das berühmte Karthäuserkloster erweitert. Dagegen stand noch das alte Rathaus, das erst nach der Aufnahme Basels in den Schweizerbund sein stattliches Vordergebäude erhielt. Die Pflasterung wurde allmählich

überall durchgeführt, und steinerne Brunnen traten an Stelle der alten Holztröge; die Häuser waren nun mit Ziegeln gedeckt, was in einer mittelalterlichen Stadt nicht selbstverständlich war, auf den Kirchendächern glitzerten bunt glasierte Ziegel, manche Häuserfacaden trugen Farbensmuck und auch die gemalten Gläscheiben kamen immer mehr auf.

Freilich schmal waren die meisten Bürgerhäuser, oben aus dem Dachlicht ragte die Winde hervor, im ersten Stock erhellte ein breites, drei- oder vierteiliges Fenster die große Stube, und im Erdgeschoß zeigte oft ein breiter flacher Bogen an, daß hier sich Laden oder Werkstatt befand. Farbige Hauszeichen über den Thüren gaben den Häusern die Namen, wie z. B. zum Hasen, zum Rosenstock, zum roten Bock, zum Meerwunder, zum Eichhörnli, zum goldenen Wind (=hund) u. War aber auch das Äußere der Bürgerhäuser einfach, so steckte doch drinnen oft ansehnlicher Reichtum. Lebten auch die Bewohner nur in einer oder zwei großen, getäfelten und etwa mit Wandteppichen geschmückten Stuben samt etlichen Kammern, so bargen doch die vielen Kisten und Kästen oft kunstvoll verfertigte Kostbarkeiten, die bei Gelegenheit mit Stolz gezeigt wurden.

Daß aber auch die vornehmen Bürger so wenig Wohnräume daheim hatten, kam daher, daß sich das gesellschaftliche Leben hauptsächlich auf den Zunft- und Trinkstuben, oder auch auf den öffentlichen Plätzen abspielte. Die grünen, von breiten Eichen oder Ulmen beschatteten Plätze in der Stadt, besonders der Petersplatz, waren von Bürgern aller Stände belebt, mit Tanz und Ballspiel, mit Bogen- und Armbrustschießen oder mit Steinstoßen vergnügte man sich hier an schönen Sommerabenden. Erst recht daheim aber fühlten sich die Männer auf ihren Gesellschaftsstuben, zusammen mit den Genossen ihres Standes und Handwerks; hier wurde getrunken und gesprochen, gestritten und beraten; ja, jede wichtige Veränderung in Basels öffentlichem Leben wurde hier vorbereitet. So waren denn vor allem die 15 Zunftstuben und die zwei „Stuben“ der Ritter und „Achtbürger“ die Stätten des ernstesten und fröhlichsten Beisammenseins der Basler; natürlich kamen noch dazu die vielen großen und kleinen Wirtschaftshäuser, z. B. die zum Storch, zum goldenen Löwen, zum Hirzen, zum Schiff, zum Blumen u. Ein freudiges, oft wildes und unbändiges Leben mag da geherrscht haben, besonders wenn am Neujahrstag oder am Aschermittwoch oder am 1. Mai jede Zunft mit Trommeln und Pfeifen durch die Straßen zog, ihrem besondern Festschmause zu. Mächtig wurde da getrunken und Würfel oder Karten gespielt, und mannigfaltige rohe Reden und Flüche konnte man hier vernehmen. Aber auch im Ernst des Lebens hielten die Zunftgenossen treu zusammen; hatten sie doch alle unter sich dieselben Rechte und Pflichten. Jede Zunft wählte ihren Meister; sie sorgte ferner für die Hinterbliebenen eines verstorbenen Bruders; auch verehrte jede Zunft ihren besondern Heiligen, die zu Safran hatte sogar ihr eigenes Gotteshaus, die St. Andreaskapelle.

Um das Zunftbanner geschaart, trafen sich die Genossen zur Musterung und zogen hinaus zum blutigen Streit. Denn als Zunftgenossen waren die Bürger zugleich auch

wehrhafte Männer, sie hielten auf dem Rathhaus, unter den Thoren oder auf den Türmen abwechselnd Wache. In den Sonntagen sah man wohl die Stachelschützen mit ihren Armbrüsten oder die Feuerschützen mit ihren Handbüchsen zur Schützenmatte hinausmarschieren; sie trugen ihre eigenen Fähnlein. Der Rat stiftete jedes Jahr 12 Paar Hosen als Preis, um die geschossen wurde. Innerhalb all dieser Genossenschaften gab es keine Vorrechte, jeder war gleichgestellt und es galt nur die Tüchtigkeit oder Gewandtheit des Einzelnen; so haben Zünfte und Schützengesellschaften in den Bürgern jenen kräftigen, gut demokratischen Sinn erhalten, der jedem gleiches Recht und gleiche Pflicht zuteilt.

Die Bürgerschaft war aber auch gar nicht abgeschlossen gegenüber den Fremden, sie erneuerte sich vielmehr stetig durch Aufnahme frischer Kräfte; nach einem Kriegszug wurden oft über hundert Niedergelassene unentgeltlich zu Bürgern aufgenommen; aus den eidgenössischen Städten und Landschaften, aus dem Baselpbiet, besonders aber aus dem Elsaß und Breisgau und auch aus dem Schwabenland im engern Sinn bekamen die Zünfte reichlich Zuwachs.

Allein die Einwohnerschaft Basels bestand nicht nur aus Zunftbürgern. Abgesondert und ausgestoßen von der Gesellschaft wohnte auf dem Kohlenberg das Völklein der „unehrlichen Leute,“ die durch ihren Beruf nach mittelalterlicher Anschauung in Unehre leben mußten: Der Henker und seine Gesellen, die Totengräber, allerlei Bettler und fahrendes Volk, ferner die sogenannten „Freiheitsknaben“, Leute, die von der Obrigkeit zu häßlichen, aber notwendigen Arbeiten angestellt wurden. Auch diese alle hatten ihre besondern Rechte, und waren stolz auf ihr altes, eigentümliches Kohlenbergergericht; mit einem besonderen Fähnlein waren sie in die Burgunderkriege gezogen; auch sie fühlten und kämpften für Basels Ehre.

Ebenfalls abgeschlossen von der Bürgerschaft, aber in stolzer Erhabenheit über den Handwerkern und Krämern lebten die wenigen noch vorhandenen Ritterfamilien und zehrten von der glanzvollen Vergangenheit früherer Tage. Einst waren die Basler Ritter, die Schaler, Münch, Eptinger, Bärenfels u. bei Turnieren und in Schlachten überall im Reich hoch angesehen gewesen. Jetzt aber war eine andere Zeit gekommen. Seit die Zünfte eine selbständige Regierung der Stadt sich erworben hatten, und seit die Basler in der österreichischen Macht und dem österreichisch gesinnten Adel ihre Todfeinde bekämpften, bestand eine unüberbrückbare Kluft zwischen Basels Rittern und Zunftbürgern. Das demokratische Stadtre Regiment verpflichtete alle Bürger zu Steuer und Wachtdienst, die Edelleute aber wollten an ihren frühern Freiheiten festhalten; so waren eben die meisten grimmig aus der Stadt fortgezogen. Hatten auch manche ihr Bürgerrecht nicht aufgegeben, so durfte doch Basel nichts Gutes mehr von ihnen erwarten, denn ihre Schlösser waren österreichische oder bischöfliche Lehen, und die Ritter hielten zu Österreichs, nicht zu Basels Sache. Dazu waren sie meist verschuldet; ihre Höfe in der Stadt, auf dem Nadel- oder Petersberg, wie der Hof der Münche, waren verödet und verlottert. Fremde, ja lästige Fremde waren sie in Basel geworden.

Zum Teil gilt das auch von den sogenannten „Achtbürgern“, den Gliedern jener alten Bürgergeschlechter, die jährlich acht Rats Herrn aus ihrer Mitte stellen sollten, aber diese Zahl schon längst nicht mehr erfüllen konnten. Manche dieser Patrizier, die wie die Ritter als Junker bezeichnet wurden, hielten zusammen mit dem Lehensadel, teilten also dessen Abneigung gegen das Zunftr Regiment und dessen Hinneigung zu Österreich. Dagegen andere Familien jüngeren Ursprungs, wie die Offenburg, hielten sich mehr zu den zünftigen Kaufleuten und gaben es thatsächlich auf, einen besondern Stand zu bilden. Auf der „obern“ und der „niedern“ Stube, „zum Brunnen“ und „zum Seufzen“ kamen die noch in der Stadt lebenden Junker und die Ritter, die gelegentlich zum Thore einritten, zusammen. Hier mochten sie denn bei scharfen Trinkgelagen ihrem Haß und ihrer Verachtung gegen die Krämer und Handwerker Luft schaffen; es war freilich ein ohnmächtiger Haß, denn sie wußten wohl, daß ihre Zeit vorbei sei. Es ist bezeichnend für den Ton, der in jener Gesellschaft herrschte, daß in einer Ratsverordnung, die verschiedene bedenkliche Würfel- und Kartenspiele in den Wirtshäusern verbot, bemerkt wurde, die Herren von der hohen Stube und ihre Knechte, sowie die Ritter mit ihrer Dienerschaft dürften spielen, wie das von Alters her bei ihnen Herkommen gewesen sei.

Nicht vergessen dürfen wir ferner den geistlichen Stand und seine verschiedenartigen Vertreter in Basel. Der Bischof selbst residierte allerdings seit dem Ende des 14. Jahrhunderts nicht mehr in Basel, sondern in Bruntrut oder Delsberg, doch das Domstift hatte seinen Sitz noch in der Stadt; über 100 Domherren und Kapläne soll es zu Zeiten am Münster gegeben haben. Nun waren aber unter den adligen Domherren viele jüngere Söhne der österreichisch gesinnten Adels- und Patrizierhäuser, die deren feindselige Stellung gegen die Basler teilten. Mit Mißtrauen mag wohl mancher Bürger auf die vornehmen und lustig lebenden geistlichen Müßiggänger geblickt haben, die ja selbstverständlich von Steuer und Wachtdienst befreit waren. Mit mehr Sympathie betrachtete man die verschiedenen Kuttenträger. Es bestanden in der Stadt erstlich die zwei Chorherrenstifter zu St. Leonhard und St. Peter, und sodann 9 verschiedene große Klöster; das jüngste derselben, die Karthause in der kleinen Stadt, war eben mächtig aufgeblüht, die kostbare, große Bibliothek und die neuen schönen Glasgemälde wurden viel bewundert. Auch die Orden der Johanniter und der deutschen Ritter hatten in unserer Stadt ihre Niederlassungen. Schließlich müssen noch die sogenannten Beginen- und Beghardenhäuser, mehr als 20 an der Zahl, genannt werden, eine Art geistlicher Versorgungsheime, in denen Männer und Frauen nach mönchischen Regeln, doch ohne Gelübde, zusammenlebten. „In summa, das muß ein mechtiges Bätten gwäsen sein“, meint später etwas spöttisch Andreas Ryff; manchmal gings allerdings so liederlich zu in gewissen Klöstern, daß die weltliche Obrigkeit energisch eingriff. Doch äußerte sich auch in unserer Stadt lebhaft jene eifrige und werktätige Frömmigkeit, das ängstliche Streben, durch Stiftungen, Wallfahrten und andere gute Werke die Seligkeit zu verdienen, wie

dies die Zeit vor der Reformation überall zeigte. Besonders die unzähligen Altäre des Münsters waren überreich geschmückt mit kostbaren Heiligenschreinen, Statuen oder Gemälden; es mag ein farbenprächtiges Bild gewesen sein, wenn die bunten Prozessionen durch die Gassen oder ums Münster zogen, oder wenn etwa bei einer großen Feuersbrunst die gesamte „Pfaffheit“ mit dem Sakrament ums Feuer ging, um den Brand zu stillen.

Wie Basel damals vor allen Schweizerstädten die Ehre voraus hatte, Bischofsstadt zu sein, (freilich, eine manchmal unbequeme Ehre), so besaß sie auch eine ehrwürdige und ehrenvolle Institution, die jene sich erst mehrere Jahrhunderte später schufen, nämlich eine Universität. Ihr vor allem hat Basel den Ruhm zu verdanken, eine Stätte tüchtiger Gelehrsamkeit und ernster Bildung zu sein; diesen Ruhm besaß Basel schon damals und hat ihn behalten, wenn auch zu Zeiten ein Krämergeist in der Stadt obenauf war, der gern ausrechnete, wie viel die Universität koste und wie wenig Profit sie einbringe. Auch in der Zeit vor dem Eintritt Basels in den Bund, da es mit dem Staatsvermögen gar nicht glänzend stand, wurde wohl hin und wieder auf den Zunftstuben in jenem Sinn gesprochen; dazu zogen damals die berühmten Gelehrten, die einige Zeit in Basel ihren Wohnsitz aufgeschlagen und dadurch der Universität weithin einen guten Namen verschafft hatten, einer nach dem andern fort, aber eine neue glänzende Zeit der gelehrten Bildung bereitete sich eben vor für die zwei ersten Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts.

Dazu halfen nun besonders die Buchdrucker, deren Wirksamkeit nicht vergessen werden darf, wenn man vom Basler Leben ums Jahr 1500 reden will. Schon früh hatten sie sich in unserer Stadt niedergelassen; schon 1471 mußte ein Streit zwischen Meistern und Knechten vor Gericht beigelegt werden, ein Beweis dafür, daß schon damals viele Drucker in der Stadt beschäftigt waren. Bald gabs zahlreiche große und kleine Druckereien; viele Namen von Druckermeistern und Gesellen, Setzern und Buchstaben-schneidern, Kartenmalern und Buchbindern werden uns genannt, sie waren alle zu Safran zünftig. In den Bogenfenstern der Läden waren die neuen Drucke ausgestellt, und zwischen den Strebepfeilern der Kirchen sah man manche Buden aufgeschlagen, in denen deutsche und lateinische Bücher, gelehrte Werke wie Flugschriften von den „Buchführern“ feilgeboten wurden; oft zogen dieselben auch hausierend durch die Gassen und boten ihre Schriften feil. Am Totengäßlein, im Hause zum Sessel, war Basels berühmteste Druckerwerkstätte, dort arbeitete zuerst der weitgereiste und gelehrte Johannes Amerbach, und später Johannes Froben. Mit hingebender Liebe wurde hier das edle Handwerk betrieben, und zwar von Männern, die zugleich Gelehrte waren. Nicht möglichst viel Geld aus dem Geschäft zu schlagen, sondern gelehrte oder fromme Bücher in möglichst guter und prächtiger Form der ganzen gebildeten Welt zugänglich zu machen, das war das Bestreben von Druckern wie Amerbach und Froben. Waren dann die Werke glücklich vollendet,

so gab's für alle Gesellen und Arbeiter einen fröhlichen Schmaus, und dann reisten die Druckerherrschaften mit den Büchern nach Frankfurt oder auch nach Leipzig, Straßburg und Lyon an die Messen; von hier kamen dann die Basler Bücher in alle Welt. Die deutschen Drucker versorgten damals das ganze gebildete Europa mit Büchern, und unter den Druckern wurden die Basler mit als die ersten genannt und gerühmt.

Aber vielleicht noch bekannter als die Drucker waren die Kaufleute unserer Vaterstadt, denn Basel war eine der ganz bedeutenden Handelsstädte im Reich. Der Weg, den die Warenzüge von Oberitalien nach den rheinischen Städten und nach Flandern machten, führte ja über Basel; es war mitten im großen Verkehr gelegen und nahm lebendigen Anteil daran. Seit es eine eigene Messe besaß (seit 1471), kamen auch mehr fremde Krämer hieher, und umgekehrt besuchten die Basler die fremden Messen. Die reichen Gewürzkrämer unserer Stadt, die in Venedig oder Lyon ihre großen Einkäufe machten, waren als solide Zahler geschätzt und geachtet. Aber auch eigene Fabrikate brachten die Basler auf fremde Messen zum Verkauf. In der Stadt waren in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts neue Erwerbs- und Fabrikationszweige emporkommen, besonders die Baumwollweberei und, im Zusammenhang mit der Buchdruckerei, die Papierindustrie; die piemontesische Familie Gallizian besaß in jenen Zeiten den größten, Papiervertrieb, der je in Basel bestanden hat.

Auch weilten die fremden Kaufleute gern in der fröhlichen RheinStadt; das Leben hier war heiter, ja sogar lustig und licherlich; es lebte ein kluges, thatkräftiges, aber auch genussüchtiges und sinnliches Volk in den alten Mauern. Man feierte gern frohe Feste und gab sich dabei wilder Fröhlichkeit hin; die hübsche Tracht der bunten „zerhauenen“ Kleider fand um 1500 in Basel Eingang, und die fremden Studenten brachten das Tragen der farbigen Barette auf. Doch auch über Liederlichkeit und schlechte Sitten über Luxus in Kleidung, Unmäßigkeit in Essen und Trinken und über wüsten Fluchen und Schwören wird viel geklagt, auch die Basler Frauen standen gar nicht im besten Ruf. Nicht die Geistlichkeit, sondern ein Ausschuss des Rates suchte von sich aus im Jahr 1498 durch ernste Sittenmandate die wilden Auswüchse der baslerischen Lebensfreudigkeit zu beschneiden und für die öffentliche Sittlichkeit nach Kräften zu sorgen. Diese ernsten Bestrebungen gingen zum Teil aus denselben Kreisen hervor, die dann den Anschluß an die Eidgenossenschaft befördert haben. Dies bringt uns nun wieder zu der Frage: Wie ist die alte RheinStadt mit ihrem mannigfaltigen, reich gestalteten Leben eidgenössisch geworden?

Um schweizerisch werden zu können, mußte sich Basel zuerst ein selbständiges Regiment errungen und die seiner Freiheit feindlichen Kräfte im Innern zurückgedrängt haben. Und das war in den letzten Jahrhunderten der Hauptsache nach allerdings gelungen. Schon längst hatte die Bürgerschaft dem Bischof ein Herrschaftsrecht nach dem andern aus der Hand genommen und regierte durch Rat und Bürgermeister sich selbst und die

Basels Freunde
und Feinde.

Unterthanen auf dem Lande. Die innern Feinde der Bürgerschaft, die österreichisch gesinnten Abligen, waren meist aus der Stadt gewichen; nach der alten überlebten Stadtverfassung sollte der Bürgermeister stets vom Ritterstande sein, aber es herrschte in der Stadt ein solcher Mangel an Rittern, daß zweimal gegen das Ende des 15. Jahrhunderts auswärtige Ritter zum Amt berufen werden mußten. Die wenigen Abligen und Patrizier, die noch im Rat saßen, konnten den Gang der Dinge in der Stadt nicht mehr nach ihrem Willen lenken, denn in der Hauptsache war damals Basel eine Stadtrepublik, in der Kaufleute und Handwerker immer mehr die Alleinherrscher wurden.

Aber rings war ihr Gebiet von der Macht Österreichs umgeben. Österreich besaß die deutsche Kaiserkrone, und seine Gewalt war immer noch im Wachsen begriffen. Wie willkommen Basels Besitz für das Haus Österreich gewesen wäre, wußten die Basler wohl, und die alte Schwesterstadt Freiburg im Breisgau, die ihre Freiheit an Österreich verloren hatte, war stets ein warnendes Beispiel. Überall im Reich erstarbte die Fürstenmacht und die Macht der Städte sank.

Wenn die Basler Staatsmänner von Sorgen um die Zukunft befallen wurden, so sahen sie wohl zunächst auf diejenigen Schwesterstädte, die bisher eine ähnliche Geschichte erlebt hatten, wie Basel. Das waren vor allem die alten Verbündeten im Elsaß, und unter ihnen in erster Linie das ehrwürdige Straßburg. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts war Basel oft mit den rheinischen Städten und besonders auch mit Straßburg für längere oder kürzere Zeit in Verbindung gewesen. Als der unheimliche, eroberungslustige Herzog von Burgund seine Hand nach den fruchtbaren Landen am Rhein ausstreckte, da trat Basel mit jenen elsässischen Städten, allerdings auch mit geistlichen Fürsten und dem österreichischen Herzog, in den Bund der sog. Niedern Vereinigung (1474); und auch nach der Vernichtung Karls des Kühnen blieb die Vereinigung bestehen, während Basel wie Straßburg dem für die Stadtfreiheit gefährlichen, unter Österreichs Vorherrschaft stehenden schwäbischen Bund nicht beitraten.

Manche Briefe und manche Gesandtschaften gingen das Land hinab und hinauf, und die Gefahren der elsässischen Verbündeten empfanden die Basler auch als eigene Bedrohung. Hatte man doch dieselben Freiheiten zu verteidigen und dieselben Gegner zu fürchten, stammten doch sehr viele, ja fast die Mehrzahl der im 15. Jahrhundert neu aufgenommenen Bürger aus dem Elsaß oder dem Breisgau, und das ganze städtische Leben, Sitten, Kunst und Gewerbe, ja der ähnliche Dialekt waren der Beweis für die nahe Verwandtschaft Basels mit den Elsässern. Allein boten vorübergehende Verbindungen mit diesen durch feindliches Gebiet getrennten Städten auch bleibenden Schutz? Und war es so sicher, daß die Wege der rheinischen und elsässischen Verbündeten immer dieselben sein würden, wie die, welche die Basler gehen wollten?

Die einzigen Verbündeten Basels waren jene Städte nicht. Die „niedere Vereinigung“ hatte ihren Namen erhalten im Gegensatz zu dem seltsamen und vielgenannten, starken

und schlichtenberühmten ewigen Bund in den obern deutschen Landen, zu der schweizerischen Eidgenossenschaft. Zwischen beiden Vereinigungen war nun Basel das Bindeglied. Der Kampf gegen Burgund vereinigte sie alle für kurze Zeit.

Die Eidgenossenschaft war aber ganz etwas anderes als ein vorübergehender Städtebund, sie war ein werdender Staat; nicht einzelne getrennte Stadtrepubliken, sondern Städte mit großem Unterthanengebiet und freie Länder bildeten ein zusammenhängendes Ganzes und hatten bereits überall im Reich einen Gesamtnamen; waren sie auch dem Namen nach Glieder des Reichs, so bezeichnete doch der Schweizername schon fast eine besondere Nationalität. Es war ja nicht anders möglich gewesen, als daß die freie RheinStadt schon längst mit einzelnen Orten oder mit der Gesamtheit der Eidgenossenschaft in nähere Berührung hatte kommen müssen. Schon im 14. Jahrhundert hatte sich Basel mit einzelnen schweizerischen Orten zusammengefunden in Bündnissen zur Wahrung des Landfriedens, zuerst im Jahre 1327; aber das war kein enges Band, gar viele andere Städte waren auch dabei beteiligt. Allein von den ersten glorreichen Siegen der Eidgenossen über Österreich und den Adel muß auch in Basel eifrig gesprochen worden sein von den Rittersn mit Entrüstung und Haß, von den emporstrebenden Bürgern mit Bewunderung. Der Tag von Sempach bewies, wie eng das Schicksal Basels mit demjenigen der Eidgenossenschaft verknüpft war. Der Fürst, in dessen Hand damals die Stadt nächstens zu geraten schien, lag nun erschlagen und mit ihm viele österreichisch gesinnte Basler Ritter. Die Stadtfreiheit war dank den Eidgenossen gerettet. Konnte Basel nicht hier Bundesgenossen finden, die dieselbe Freiheit gegen dieselben Feinde verteidigten, aber mit ganz anderer Kraft als die Städte im Elsaß?

Ein reger Verkehr verband Basel schon längst mit den eidgenössischen Städten und Ländern, und manche Schweizer empfingen das baslerische Bürgerrecht. So schloß denn Basel zuerst im Jahr 1400 und später wieder im Jahre 1441 ein Bündnis mit Bern und Solothurn ab, zum Schutz der beiderseitigen Rechte und Freiheiten. Es waren keine ewigen Bündnisse, sondern Verträge auf je zwanzig Jahre, und nur ein Ort der Eidgenossenschaft war also unmittelbar mit Basel verknüpft, aber dieses war damit doch hineingezogen in den lebenskräftigen und waffenstarken Verband der Schweizer, und auf großartige Weise durfte es dies zu seinem Segen erfahren. Denn auch die eidgenössischen Städte, besonders Bern, schauten längst mit Teilnahme zu, wie die RheinStadt mühsam, aber beharrlich ihre Stadtfreiheit erwarb, und schon vor jenen Bündnissen hatte Basel von dieser Seite Hilfe erfahren. Als die wüsten Räuberbanden der Engländer im Jahre 1365 das Land bedrohten, und Basels Mauern vom Erdbeben her noch in Trümmern lagen, da zogen 1500 Berner und andere Eidgenossen herbei und schützten die wehrlose Stadt. Und als die Armagnaken zum ersten Male im Jahr 1439 das Land überschwemmten, da waren es wiederum die Eidgenossen, die sich „tröstlich und hilfreich“ erwiesen, obschon sie durch keinen Vertrag dazu verpflichtet waren.

Kam es auch damals zu keinem thatsächlichen Hilfszug, so ließ doch der Rat zum ewigen Gedächtnis aufschreiben, man wolle den Eidgenossen ihre Bereitwilligkeit nie vergessen. Und wie hätte die Basler Bürgerschaft je jenen 26. August des Jahres 1444 vergessen können, da vor den Thoren der Stadt die tollkühnen Schweizerkrieger verbluteten und durch ihren Heldentod den Rückzug des Feindes veranlaßten! Die Basler, die schon kampfbereit zum Aeschenthor hinausgezogen waren, hatten notgedrungen umkehren müssen, um die eigene Stadt zu schirmen, aber die Erinnerung an die blutigen Gestalten der erschlagenen Eidgenossen, die draußen bei St. Jakob begraben oder in die Stadt gebracht worden waren, mußte lebendig bleiben und war eine stete Mahnung, daß Basel in der Schuld der Eidgenossen stehe.

Der darauffolgende Kampf Basels mit dem österreichischen Adel zeigte aufs neue, wo der stärkste Schutz gegen den Erbfeind zu finden sei. Auch die schwächere Nachbarstadt Mülhausen suchte und fand Hilfe bei den Eidgenossen. Aber gerade damals, als in den Sommertagen des Jahres 1468 die Schweizer zum Schrecken des Adels über den Hauenstein gezogen kamen, das Elsaß verwüsteten und Mülhausen befreiten, hielten sich die Basler von jeder Teilnahme fern. Mit Mißtrauen sahen sie die wilden kriegslustigen Scharen an der Stadt vorbeimarschieren, und mit gemischten Gefühlen erblickten sie wohl nachts den Himmel im Westen blutig rot gefärbt vom Brand der Dörfer, welche die Eidgenossen unbarmherzig angezündet hatten. Dieses Schweizervolk mit seiner Fülle überschüssiger Kraft, die es nicht immer recht schien verwenden zu können, und mit seiner rohen Kriegsweise hatte etwas Unheimliches und Abschreckendes.

Gewiß waren die Basler dankbar für die einstige kraftvolle Hilfe der Eidgenossen gegen den gemeinsamen Feind, aber sie, die Bürger der alten freien Reichsstadt, deren Name durch die große Kirchenversammlung und durch die Universität eben jetzt im Reich berühmt war, sie scheuten sich doch noch vor einer bleibenden Verbindung mit den überall als roh verschrienen Schweizerbauern. Und dann der Hauptstolz der Basler war es, selbständig und frei ihre eigenen Wege zu gehen, niemanden über sich zu haben als den „gnädigen Herrn“, den Bischof, der in der Stadt nichts mehr zu sagen hatte, und das Reich, das ja von einer Freistadt wenig fordern durfte.

Da brachten die Burgunderkriege die Schweizer und die Basler wieder zu neuer glorreicher Waffengemeinschaft; von Basels Anteile an der Niederwerfung Karls des Kühnen haben die Basler Neujahrsblätter von 1898, 1899 und 1900 erzählt. Es war wieder ein neues Band zwischen der Eidgenossenschaft und der Stadt am Rhein; die gleichen glorreichen Erinnerungen lebten nun dort wie hier im Volke weiter. Auch blieb die Verbindung zwischen der Niedern Vereinigung und der Eidgenossenschaft noch nach dem Krieg bestehen, im Jahre 1493 wurde das Bündnis sogar auf 15 Jahre erneuert, und Basel wie Straßburg galten als „treue, liebe Bündsgenossen“ der Schweizer. Aber eine engere Vereinigung kam deswegen doch nicht zustande. Im Gegenteil, die

Basler wurden sogar noch zurückhaltender gegen die Schweizer. Erstlich konnte die Art, wie die Städte Solothurn und Freiburg endlich zum Eidgenossenbund zugelassen wurden, nicht gerade zu einem ähnlichen Versuch aufmuntern. Waren doch jene Städte, dank der Eifersucht der Landkantone, nur nach heftigem Streit und nur unter einschränkenden Bedingungen aufgenommen worden, und nicht als rechte „Orte“, sondern nur als „ewige Bundesgenossen“ (1481). Es war also kaum Aussicht vorhanden, daß die Länder nun noch eine Stadt und dazu eine so entlegene, wie Basel, zulassen wollten; andererseits wäre Basel viel zu stolz gewesen, um sich einen demütigenden Bundesbrief zu erbitten. Dazu ärgerten sich noch die Basler begreiflicherweise darüber, daß die Eidgenossen in einem gefährlichen Streit mit dem Bischof, der alte an die Stadt verpfändete Rechte wieder einlösen wollte, sich ihrer gar nicht annahmen, sondern sich mit dem Bischof verbündeten. Allerdings befreite ein kaiserlicher Brief die Stadt von der Besorgnis, wieder mehr oder weniger unter die Regierung des Bischofs zu kommen (1488), dafür aber mußte sie von nun an dem König als ihrem rechten Herrn wie andere Reichsstädte dienen; der Stolz, eine freie Stadt des Reichs zu sein, fiel damit hin, wenn auch der Name blieb. Nur ungern, unter Seufzen und beständigem Reklamieren leistete Basel nun seine Reichsdienste; seine Gesandten auf den Reichstagen hatten meist nur darauf zu sehen, daß der Stadt möglichst wenig Lasten aufgebürdet wurden. Es war dies auch begreiflich, denn das Reich bot den Städten wenig Schutz gegen Übergriffe der Fürsten. Und Kaiser Maximilian, der seit 1493 regierte und den man als Herrn anzuerkennen hatte, war ja zugleich auch der Herzog von Österreich; wie konnte also Basel erwarten, daß der Kaiser es vor Österreich schütze? Österreichs Lande umgaben die Stadt rings, unter seiner Leitung stand der große „schwäbische Bund“, der den größten Teil von Süddeutschland umfaßte, eine österreichische Partei, wenn auch eine kleine, bestand immer noch in der Stadt selbst.

Wohl herrschte ein reiches und fröhliches Leben in Basel, wohl hatten die Bürger bis jetzt immer noch ihre Stadtfreiheit retten können, aber sorgenvoll schauten sie gegen das Ende des Jahrhunderts in die Zukunft. Konnte Basel aus eigener Kraft frei bleiben? Konnte es auf die Dauer als selbständige Stadtrepublik fortbestehen unter dem bedenklichen Schutz des heiligen römischen Reiches?

Da brach der so folgenschwere Schwabenkrieg aus. Das Ende der wilden, blutigen Kämpfe war die endgiltige Trennung der Schweizer von den Schwaben, die tatsächliche Loslösung der Eidgenossenschaft vom Reich. Die Teile desselben Stammes diesseits und jenseits des Rheins schieden sich nun für immer. Für Basel aber schlug jetzt die Stunde, welche seine Zukunft bestimmen sollte. Was mußte es thun? Der erste und natürlichste Wunsch war, zwischen den feindlichen Parteien vermitteln zu können; aber vergebens ritten baslerische und elsässische Gesandte im Februar und März 1499 zwischen Konstanz, Zürich und Überlingen hin und her; was konnten Worte ausrichten,

Basel während des Schwabenkrieges.

wo nur das Schwert des Stärkern entscheiden konnte? Der Haß auf beiden Seiten war zu groß, und schon war Blut geflossen. Von der Königin (Maximilian selbst weilte noch in den Niederlanden) war Basel bereits am 18. Februar aufgefördert worden, mit möglichst viel Truppen und Geschütz zu dem Reichsheere zu stoßen.

Ohne Zweifel wäre die Stadt nach strengem Recht dazu verpflichtet gewesen. Offenbar ging die Pflicht gegen das Reich der Pflicht gegen die lockere Verbindung voran, in der die Niedere Vereinigung mit den Eidgenossen stand. Ein anderes Bündnis verknüpfte ja Basel damals nicht mit den Schweizern. Neue, drohende Mahnungen des Königs versetzten die Häupter der Stadtrepublik in bange Sorgen; sie berieten sich nun mit den alten Verbündeten im Elsaß, die sich ja in derselben Lage zu befinden schienen. Am 25. März 1499 wurde in Kolmar der endgiltige Beschluß gefaßt. Die elsässischen Städte erklärten sich bereit, dem Reichsaufgebot gegen die Schweizer Folge zu leisten; damit thaten sie nur, was ihnen die Pflicht gegen König und Reich gebot. Basel aber, der Bischof und die Bürgerregierung, erklärten, stille sitzen, d. h. neutral bleiben zu wollen.

Zunächst geschah dies ganz im Einverständnis mit den andern Gliedern der Niedere Vereinigung, ein gemeinsames Erklärungsschreiben an den König suchte zu beweisen, daß Basels Neutralität nicht nur notwendig, sondern sogar vorteilhaft sei für das Reich. Allein mochte sie noch so gut begründet sein, eins war klar: Basel wurde damit ungehorsam gegen das Reich; und mochten auch anfangs die Verbündeten im Reich damit einverstanden sein, so war doch der erste Schritt zur Trennung von ihnen geschehen. Das ist die Bedeutung jenes Beschlusses in Kolmar. Basel hörte thatsächlich auf, eine elsässische Reichsstadt zu sein; es fragte sich nun, ob und wie bald es Schweizerstadt werde.

Warum aber wollten denn die Basler nicht wie ihre Nachbarn gegen die Schweizer zu Felde ziehen? Es waren wohl zwei Gründe. Erstlich war es die Angst vor einem plötzlichen Angriff der Eidgenossen, deren Krieger drei Tage vor jenem Beschluß am Bruderholz gesiegt hatten. Die Landschaft mit ihren schwach besetzten Schlössern wäre den eidgenössischen Streiffcharen und ihrer furchtbaren Kriegsweise fast schutzlos preisgegeben worden. Sodann aber fühlte sich Basel doch ganz anders als die elsässischen Städte mit den Schweizern verbunden, die Erinnerung an ihre großartige Hilfe in alter Zeit war noch nicht erloschen. Konnten nicht auch in der Zukunft die Eidgenossen wieder die mächtigste Stütze der Stadtfreiheit werden? Was aber war vom König und von Österreich zu erwarten, wenn man ihnen jetzt Hilfe leistete? So wurde denn Basel dem Reich ungehorsam und blieb auf sich gestellt und neutral. Denn auch der Eidgenossenschaft kam es keinen Schritt entgegen, und doch wurde es dringend von denen zum Freund gewünscht, deren Feind es nicht sein wollte. Vom äußersten Südosten bis zur Nordwestgrenze der heutigen Schweiz war der Krieg entbrannt; konnte es den Eidgenossen gleichgiltig sein, wie sich die große Rheinstadt verhielt? Gerade in diesem Krieg wäre es für die Schweizer außerordentlich vorteilhaft gewesen, wenn das Stadtbanner und

die Kanonen Basels sie ins Elsaß oder über den Rhein begleitet hätten, und wenn an den Mauern der Stadt und den Schlössern der Landschaft die eidgenössischen Truppen feste Stützpunkte gefunden hätten. Und umgekehrt, wie gefährlich war es für die Eidgenossen, wenn Basel ein Bollwerk der Feinde wurde!

Schon im Februar 1499 hatte die Tagsatzung beschlossen, zuerst alle Glieder der Niedern Vereinigung und sodann am 11. März Basel insbesondere anzufragen, was die Eidgenossenschaft von ihnen zu erwarten habe. Die Vermittlungsversuche scheiterten unterdessen, und am 22. März siegten die eidgenössischen Waffen am Bruderholz. Am folgenden Tag aber erschienen Schultheiß und Sekelmeister von Solothurn samt andern vor dem Basler Rat im Auftrag der Tagsatzung. Was da alles geredet wurde, wissen wir nicht, nur soviel steht fest: die Eidgenossen hatten überraschend schnell einen Beschluß gefaßt und wollten nun ebenso schnell Bescheid darauf. Man bot Basel die Aufnahme in den Bund an, und zwar wollten die Eidgenossen die Stadt „wie ein anderes Ort“ halten. Sie bekam also sofort ohne ihre Anfrage von der Eidgenossenschaft eine Stellung angeboten, wie sie Freiburg und Solothurn trotz ihren alten Verbindungen nicht erhalten hatten.

Die Basler Ratsherren mögen erstaunt und betroffen diese Eröffnungen vernommen haben, die einen wohl mit freudigem, die andern mit entrüstetem Staunen, jedenfalls aber war der Rat darin einig, daß ein sofortiges Ja oder Nein übereilt wäre. So sehr auch die solothurnischen Gesandten zur Eile drängten, der Rat blieb dabei, erst gründlich den überaus wichtigen Antrag in Erwägung ziehen zu wollen. Dies schrieb man auch nach Luzern. Zwei Tage darauf wurde zu Kolmar jener Beschluß der Neutralität gefaßt. Damit war also der Antrag der Eidgenossen tatsächlich zurückgewiesen. Es muß ein peinlicher Auftrag gewesen sein, den die Ratsherrn Hans Hiltprand und Leonhard Grieb zu Zürich auszurichten hatten, als sie am Nachmittag des 4. Aprils den eidgenössischen Tagherren Basels schwierige Lage und seinen Entschluß, neutral zu bleiben, mitteilten. Zwei- oder dreimal mußten sie den Saal verlassen und wurden von neuem vor die Eidgenossen gerufen; es mag da manch unwilliges Wort über Basel gefallen sein; die mächtige Eidgenossenschaft, erregt von der Leidenschaft des wild tobenden Krieges, hatte von sich aus um die Stadt geworben, mit erstaunlichem Entgegenkommen suchte sie dieselbe zu gewinnen, und die Basler griffen nicht dankbar zu, sie überlegten, bedachten und entschuldigten sich und wichen aus. Endlich verlangte die Tagsatzung auf den 8. April eine endgiltige Antwort, ob Ja oder Nein; allein an jenem Tag brachten die zwei Ratsherren, welche noch der eidgenössisch gesinnte Vertreter der Metzgerzunft begleitete, die gleiche Erklärung nach Solothurn, man wolle neutral bleiben. Die Solothurner versprachen, dies den Eidgenossen mitzuteilen, aber sie bezeugten doch, wenn auch in höflichen Worten, ihr großes Befremden darüber. Im Vertrauen sagten sie zu den Gesandten, die Länder seien gar grob und wären im Stande, Basel mit Gewalt zu

überfallen. Es fehlte in der That nicht an Drohungen der Eidgenossen. Die Basler müßten endlich Farbe bekennen, hieß es in Luzern; jetzt warteten sie, wem Gott Glück gebe; siegten die Eidgenossen, so seien sie gut schweizerisch, im andern Fall gut österreichisch. Die eidgenössischen Krieger, die damals in Basels Gebiet lagen, sprachen davon, die Landschaft mit Güte oder Gewalt in Besitz zu nehmen. Sie waren damals über den Hauenstein gekommen, durch Diestal gezogen und standen in der Nähe der Stadt. Die Regierung berief die Vertreter der Bürgerschaft, den großen Rat, und eine ernste Sitzung wurde gehalten. Die Mitglieder des großen Rates schwuren, alles, was verhandelt werde, und besonders, wie jeder stimme, geheim zu halten. Denn schweizerisch und kaiserlich Gesinnte saßen nebeneinander. Viele „subtile Vernunft“ mußten die Redner der Regierung anwenden, um die Volksvertreter dazu zu bringen, „Basler sein und bleiben zu wollen“, d. h. es war drauf und dran, daß die Versammlung doch noch beschloß, den Antrag der Eidgenossen anzunehmen. Denn diese hatten den Baslern noch-mals einen Termin gesetzt für ihre Entscheidung; es war ihnen offenbar völlig ernst mit ihrem Anerbieten. Aus Angst, die Schweizer besetzten die Landschaft mit Gewalt, wären manche in der Ratsversammlung geneigt gewesen, sich den Eidgenossen anzuschließen, manche auch aus wirklicher Sympathie, allein die Mehrheit stimmte schließlich der Regierung darin bei, doch neutral bleiben zu wollen. Den Eidgenossen wurde dieser Beschluß in freundlichster Weise mitgeteilt und von ihnen auch äußerlich freundschaftlich aufgenommen. Aber thatsächlich herrschte gewiß vielfach in der Eidgenossenschaft Ärger oder Erbitterung darüber. Zugleich drohten auch die Österreicher; die Basler sollten lieber offen und ganz schweizerisch werden, so könne man sie überfallen und berauben, so redete man in Säckingen. Der Kaiser, der sich gerade zu Freiburg i. B. aufhielt, und dem eine Gesandtschaft ehrerbietig die Lage der Stadt erklärte, verlangte nun aufs neue, daß sie ihre Reichspflicht im Krieg erfülle. Trotzdem blieb Rat und Bürgerschaft in der Mehrheit beim frühern Beschluß.

Was war denn eigentlich der Grund, weshalb Basel nicht schon jetzt eidgenössisch geworden ist? Gewiß gab es noch in beiden Räten österreichisch gesinnte Leute, aber sie bildeten die Minderheit. Und ebenso gab es wohl solche, die schlau abwarten wollten, auf welche Seite sich das Kriegsglück neige. Die Mehrheit aber hegte gegenüber den Eidgenossen Sympathie, doch eine sehr vorsichtige und zurückhaltende. Wenn sich die bisher selbständige Stadt den kriegerischen Freunden ergab, die so ungestüm und rasch, ja drohend um Basel warben, so gehörte sie ihnen auf immer, sie wurde mit hineingezogen in alle Kriege der Eidgenossen, sie mußte mitkämpfen auch gegen Kaiser und Reich, gegen die alten Freunde im Elsaß. Und jetzt, in dem Zeitpunkt, da der Kaiser offenbar seinem Rechte gemäß Basels Hilfe gegen die Schweizer verlangte, sollte die Stadt den Schweizern Hilfe gegen den Kaiser leisten? Sollte Basel seinem feierlich wiederholten Beschluß doch untreu werden, und Wortbruch üben gegen Kaiser

und Reich und gegen die alten Bundesgenossen im Elsaß? Das hieß mitten im Kampf zum Feinde übergehen. Und darum wills uns scheinen, es gereichte den leitenden Staatsmännern Basels zur Ehre, daß die Stadt nicht während des Schwabenkrieges schweizerisch geworden ist. Mochten auch viele Zunftbürger und viele Eidgenossen über die Halbheit und Unenischlossenheit der Regierung schimpfen, so blieb doch die Neutralität das einzig Ehrenhafte. Vielleicht hätte Basel, wenn es sich sofort zu den Eidgenossen geschlagen hätte, eine günstigere Stellung im Bund bekommen als später, aber dann wäre Basels Eintritt in den Bund unleugbar mit einem Treubruch besleckt gewesen.

Der blutige Sommer dieses Jahres war nun für Basel und besonders für die Landschaft eine böse Zeit. Die Regierung gab sich redlich Mühe, neutral zu sein, aber beständig klagten bald die Eidgenossen, bald die Kaiserlichen, daß Basel parteiisch sei. Was half es, daß der Rat nach beiden Seiten seinen guten Willen beteuerte? Was half es, daß auf den Rat des Oberstzunftmeisters Peter Offenburg die Baselpbieter bleierne Schildchen mit dem Baselsstab als schützende Abzeichen trugen? Beständig wurde die Landschaft von österreichischen oder schweizerischen Kriegern gebrandschatzt, Häuser niedergebrannt, Vieh geraubt und Leute erstochen. Oft drohten die Eidgenossen, Basel mit Gewalt zum Anschluß zu zwingen; den Weg durch Basels Thore wollten sie schon finden. Sei Basel mit ihnen, so könne ihnen am Rhein und im Elsaß niemand widerstehen. Aus den Drohungen der Eidgenossen geht immer wieder hervor, wie wichtig ihnen diese Hilfe gewesen wäre. Besonders erbittert zeigten sich die Solothurner, die überhaupt zu Basel oft in feindseligem, eifersüchtigem Verhältnis standen, weil beide Städte in derselben Juragegend sich zu vergrößern suchten. Trotzdem redeten sich Basler und Schweizer immer noch in den gegenseitigen Briefen als getreue Eid- und Bundesgenossen an.

Die Not im Baselpbiet war damals groß. Zwar die Schlösser konnten sich trotz mangelhaften Besatzungen allezeit halten, aber welche Hilfe hatten die geplünderten Bauern an dem Landvogt und seinen paar Waffenknechten, wenn sie unter Thränen ihre Not klagten? Die Bögte wußten selber keinen Rat. Es war auch wirklich bitter, von beiden Teilen mißhandelt zu werden, ohne das Bewußtsein zu haben, für eine Sache zu kämpfen oder zu leiden. Die Baselsstäbe schützten nicht vor Plünderung, so hefteten sich denn viele das rote österreichische oder noch mehr das weiße eidgenössische Kreuz an, je nachdem Krieger in der Nähe standen. Noch mehr, das Volk drohte sich selbst zu helfen im Groll gegen die Regierung, deren Handlungsweise es nicht verstand. Die Landleute, unter denen eben viele schweizerische Niedergelassene waren, standen zum größten Teil mit ihren Sympathien auf eidgenössischer Seite, und viele zogen unbekümmert um die Neutralität mit den Eidgenossen. Es ist bezeichnend, daß dem Landvogt Isenlin von Farnsburg von seinen Leuten vorgehalten wurde, er sei kein guter Schweizer; die Landschäftler sprachen das also bereits als Vorwurf aus, und der Landvogt selbst erklärte darauf dem Rat: „Was Ihr, meine Herren, seid, das bin ich, und will als ein guter Basler sterben.“

In der Stadt waren, wie man wohl wußte, einzelne Zünfte, vor allem die der Metzger, gut eidgenössisch gesinnt, die der Brotbacken dagegen königlich. Vielleicht war es alte Tradition der Metzger, ist es doch einst einer aus ihrer Zunft gewesen, der am Nachmittag jenes 26. Augusts das Hauptbanner ergriffen hat, um die Basler den Eidgenossen zu Hilfe aufs Feld bei St. Jakob hinauszuführen. Die Metzger waren daher bei den Kaiserlichen besonders verhaßt. Einmal wurde ein harmloser Baslerbieter von österreichischen Fußknechten festgenommen und mißhandelt, wobei jene schrieten, er sei ein Metzger; alle Metzger zu Basel seien Schweizer und müßten sterben.

Der Basler Rat drohte zuweilen der kaiserlichen Regierung, wenn sie unerfüllbare Forderungen stellte, mit dem Unwillen der Bürgerschaft und deutete an, daß es schwierig sei, die Stadt neutral zu halten. Aber eben diese Stellung Basels erregte furchtbaren Haß bei den Kaiserlichen, und zwar nicht nur beim Adel, sondern auch beim Volk. Auch die alten Freunde, die Reichsstädte im Elsaß, sahen Basel immer mehr als Feind an. Die Niedere Vereinigung wollte seine Neutralität nicht mehr gelten lassen, ja es verbreitete sich das Gerücht von einem großen Heereszug der Städte und Fürsten gegen Basel. Das waren zwar nur Gerüchte, aber Thatsache war, daß Basel seit jenem Beschluß zu Kolmar eben andere Wege ging als die ehemaligen Verbündeten. Ein Brief des Rates an die Straßburger aus diesem Sommer zeigt deutlich wie die „abtrünnigen“ Basler gehaßt wurden. Sie sollten ihnen, so schimpften die Straßburger, noch lieber als Feinde gelten als die Schweizer, denn sie seien meineidige Bösewichte an dem hl. Reich. Ein Basler Bürger wurde auf der Reise von Straßburgern überfallen und mißhandelt, nur eben, weil er Basler war; voll Vergnügen stürzten sich ihre Kriegsknechte über Weinwagen her: „Es sind deren von Basel Wagen, die haben wir!“ und zerschlugen die Fässer. Als die Straßburger Mannschaften an den Thoren Basels vorbeizogen, schrien sie höhnisch hinein: „Ha, ihr von Basel, wie viel Ruhschweizer habt ihr da drinnen?“ Sie plünderten in roher Weise das „rote Haus“ in der Hard, und thaten's erst recht mit Vergnügen, als sie hörten, daß das Kloster unter Basels Schutz stand. Ja, als sie einen leibeigenen Basler Stadtboten antrafen, den seine Läuferbüchse kenntlich machte und zugleich schützen sollte, da ließen sie ihn ohne Weiteres durch ihren Richter an einen Baum hängen. „Da doch Gott der Allmächtig sin Gnad und Fürbittung der königlichen Mutter Maria Barmherzigkeit zugesandt, daß der Baum uß dem Grund mit den Wurzeln sich zu der Erden herabgeneiget, dadurch ander from biderb Lüt erweckt worden und ihn sins Lebens, doch wider üwer Willen, befristet hand.“

Basel war durch den Schwabenkrieg vom Reich getrennt und wurde stetig der Eidgenossenschaft zugeführt. Nochmals versuchte die Tagsatzung, um Basel zu werben, nochmals redeten, diesmal zu Olten, die schweizerischen Gesandten den Basler Ratsherren dringend zu, sich anzuschließen. Und nun erlag am 22. Juli das kaiserliche Heer bei Dornach in blutigem Kampf dem Ansturm der Eidgenossen. Mit Spannung und mit

geteilten Hoffnungen hatte man in Basel auf den Ausgang des Kampfes gewartet. Bekannt ist die Erzählung, wie ein Domherr auf dem Münsterturm sich das Nachteffen habe rüsten lassen, um von hier aus sich am Brand des Dornacher Schlosses zu weiden. Daß die Kaiserlichen von Basel aus gewarnt wurden, ist eben so sicher, wie daß die Eidgenossen von der Landschaft Hilfe jeder Art bekamen. Doch auch aus der Stadt erhielten die Schweizer Warnungen und Nachrichten, so von Klaus Irmi, dem Rappenswirt, und von dem Wirt zum Storch. Mit Mut und Kummer vernahmen wohl die österreichisch Gesinnten in Basel den Ausgang des Kampfes, ihre Gegner aber mit triumphierender Freude. Und nun versuchten die Hauptleute des siegreichen eidgenössischen Heeres, im Vertrauen auf den gewaltigen Eindruck der Dornacher Schlacht, kurzerhand das zustande zu bringen, was in langen Verhandlungen nicht erreicht worden war. Sie fragten zuerst schriftlich, kurz und bündig, den Rat an, ob Basel sich endlich für die Eidgenossen entscheiden und mithelfen wolle, oder nicht. Die Antwort des Rates, er habe an die Tagsatzung Bescheid ergehen lassen, genügte den ungeduldig drängenden Kriegern nicht; sie kamen in die Stadt und traten vor den Rat und schließlich vor die „Gemeinde“, d. h. (nach damaliger Bezeichnung) vor den großen Rat. Da redeten nun die siegreichen eidgenössischen Hauptleute bald mahnend, bald drohend zu den Vertretern der Bürgerschaft, deren Mehrheit, wie sie wohl wissen mußten, eidgenössisch gesinnt war, und draußen redete das blutige Schlachtfeld deutlich genug von der Kriegsmacht und Stärke der Eidgenossen. Bei St. Jakob stand ihr Heer, Viesal, ja der größte Teil der Landschaft war in diesem Augenblick besetzt von Schweizern. Wiederum, wie vier Monate vorher, war die Gemeinde drauf und dran, sich den Eidgenossen zu ergeben, und wiederum brauchte es jene „subtile Vernunft“ oder „vernünftige Subtilität“ der leitenden Männer, um die Versammlung zu bestimmen, Basler sein und bleiben zu wollen, d. h. die Neutralität weiter zu bewahren. Und wir wollen froh darüber sein, daß Basel nicht unter diesen Umständen eidgenössisch geworden ist; denn unter dem Druck der Waffen, mittelst Drohungen der Sieger und nicht aus freiem Willen hätte sich damals die alte Reichsstadt den Eidgenossen ergeben.

Endlich aber nahm der blutige Krieg ein Ende. Im neutralen Basel versammelten sich die Gesandten aller Parteien, und am 22. September 1499 wurde der Friede zwischen Kaiser und Eidgenossenschaft abgeschlossen. Die Schweiz wurde thatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, vom Reich getrennt, Basel aber, das während des ganzen Krieges im Ungehorsam gegen das Reich neutral geblieben war, wurde nun auf Verwenden der Eidgenossen ausdrücklich eingeschlossen in den Frieden, so daß es keine weitere Unnade oder Strafe von Seiten des Kaisers treffen sollte. Aber diese besondere Bestimmung wies deutlich darauf hin, daß die Stadt schon nicht mehr eigentlich zum Reich gehörte. Der Nürnberger Patrizier und Freund des Kaisers, Wilibald Pirckheimer, der sich damals in Basel befand, bemerkte mit Ingrimm und Angst, wie nahe der Ab-

fall der Stadt zu den Eidgenossen bevorstehe. Eben, als im Münstler ein Dankgottesdienst für den abgeschlossenen Frieden gefeiert wurde, da sah man von der Pfalz aus rheinaufwärts dunkle Rauchwolken emporsteigen: die kaiserliche Besatzung von Rheinfelden, ein Teil der sogenannten welschen Garde, rohe Kriegsgesellen, unternahmen als Protest gegen den Frieden einen ihrer üblichen Mordbrennerzüge ins baslerische Gebiet. Die Bürger aber liefen in Entrüstung zusammen und sammelten sich in Waffen auf der Brücke. Wilde Reden gegen die treulosen Kaiserlichen wurden geführt, und Birkheimer selbst fürchtete für sein und seiner Genossen Leben.

Die Vorbereitungen
zum ewigen Bund.

Langsam und mit Stockungen, aber sicher bereitete sich nun der endliche Anschluß Basels an die Eidgenossenschaft vor. Mehrere Adlige hatten schon während des Krieges die Stadt verlassen, angeblich, um nicht neue Steuern zahlen zu müssen; sie vermehrten zwar die Zahl der bösen Nachbarn, aber dafür waren wieder ein paar gefährliche Bürger und unveröhnliche Gegner der Eidgenossen aus der Stadt geschieden. Noch mehr geschah. Der Bürgermeister Hans Jmer von Gilgenberg, auf welchem der Haß der eidgenössisch gesinnten Bürger und der, wenn auch unerwiesene Verdacht ruhte, den Österreichern Spionendienste geleistet zu haben, wurde abgesetzt. An seine Stelle trat kein neuer Bürgermeister, sondern ein „Statthalter“ des Amtes, der Achtbürger Ludwig Kilchmann. Denn noch immer mußte ein Bürgermeister dem Ritterstande angehören, die Ritter aber trugen fast alle Lehen von Österreich und wohnten meist nicht mehr in der Stadt. Im Rate saßen jetzt nur Zunftbrüder und wenige Achtbürger.

Neun Männer, unter denen der bedeutendste der schon genannte Peter Dffenburg war, leiteten als ein Ausschuß des Rates seit 1498 die wichtigsten Geschäfte. Es waren teils entschieden eidgenössisch gesinnte Männer, teils jedenfalls Gegner des österreichischen Adels. Sie wachten über den Staatshaushalt, auch über die Sitten; dank ihren Maßregeln zogen, wie erwähnt, manche Adlige grollend aus der Stadt, und es war wohl kein bloßer Zufall, daß diese Neun einmal den Beschluß faßten, keine andern Spielleute und Pfeifer als die der Eidgenossen dürften, um ein Geschenk zu erhalten, vor dem Rate spielen.

Noch mehr aber als die Freunde der Eidgenossen waren es die Gegner derselben, die Basel zum Anschluß an die Schweiz brachten. Allerdings sollte nun Friede herrschen; es war auch noch ein besonderer Vertrag zwischen Basel und Rheinfelden geschlossen worden, der gegenseitiges Vergeben und Vergessen bestimmte. Aber gerade in Rheinfelden war die Bevölkerung und die österreichische Besatzung nicht gesonnen, die verhaßte Nachbarstadt und ihre Landschaft in Ruhe zu lassen. War auch der Krieg vorbei, so waren doch, wie der Chronist Wurstisen sagt, „die Neidfunken dieses Brunsts in den Herzen nicht erloschen.“ Der erwähnte Vorfall während der Friedensfeier zeigte, wie die Rheinfelder den Vertrag zu halten gedachten. Wie sie schon während des Krieges die Landschaft mit Raub und Brand heimgesucht hatten,

so gings nun weiter, denn der gegenseitige Haß war grenzenlos. Die eidgenössisch gesinnten Liestaler, denen die Schweizer zum Dank für ihre Hilfe bei Dornach eine Kanone schenkten, wußten noch wohl, daß die Rheinfelder einst gedroht hatten, Liestal „in rotom Feuer gen Himmel zu schicken und Alte und Junge zu erstechen.“ Nicht nur der Adel, sondern die ganze österreichische Bevölkerung teilte den Haß gegen die Basler, aller Grimm über die durch die Eidgenossen erlittenen Niederlagen und Verwüstungen entlud sich nun gegen sie. „Daß sie Gottes Fleisch schänd,“ so fluchte der Elsäßer Clewi Kentschly zu Ensisheim, „es sind verräterische, meineidige, wissentliche Böswichter, sie haben lassen Häisingen verbrennen (durch die Schweizer) und hätten dem doch wohl mögen davor sein; deß wollen wir sie noch durch die Köpfe schlagen, daß ihnen das Blut über das Antlitz muß abrinnen.“ Diese bösen Worte waren aber dem Rat zu Ohren gekommen, und als der Kerl, der sie gesprochen, sich einmal nach Basel wagte, wurde er festgenommen und blieb monatelang im Turm, trotz allen Vorstellungen der kaiserlichen Regierung. Allein das war nur ein Fall, in dem sich die Basler zu wehren suchten gegen Beleidigungen. Im ganzen Land tönte es von Schimpfworten, Spottversen und gemeinen Reden gegen die Stadt. Es gab sogar österreichische Behörden, die dem Rat den herkömmlichen Titel im Verkehr nicht mehr geben wollten. Man kann sich denken, wie eifrig solche Behörden sich dann der berechtigten Klagen annahmen. Jeder Kopfnecht im Elsaß oder Breisgau, oder zu Rheinfelden und Säckingen machte sich ein Vergnügen daraus, über Basel oder die Eidgenossen jene althergebrachten blöden und schmutzigen Schimpfreden loszulassen, die das Thema von den Schweizerkriegen in allen Tonarten lieblich wiederholten und schon zur Zeit des alten Zürichkrieges gäng gäbe gewesen waren. Natürlich übten die erbitterten Basler auch Vergeltung; wehe einem solchen Schmäher, wenn er in der Stadt den Metzgerknechten unter die Fäuste geriet! Die Metzger, so hieß es wenigstens in Straßburg, sowie die Gerber, Fischer und Schifflente zu Basel seien alle Schweizer.

Schlimmer als böse Worte waren thätliche Bedrohungen und Schädigungen. Besonders die Rheinfelder unternahmen immer noch gelegentliche Streifzüge, um da oder dort zu brennen und zu plündern. Eine Bande von 12 Kriegsknechten lebte längere Zeit hindurch in eigentlicher Raubfehde mit den Baslern, bis später durch die Eidgenossen ein förmlicher Vertrag mußte ihretwegen abgeschlossen werden. Einmal hatten sie einen Krämer aus Kleinbasel abgefangen und wollten ihn henken, als sie hörten, woher er sei: „O hätten wir statt deiner,“ so sprachen sie zu dem Überfallenen, „den Peter Offenburg oder den Statthalter Kilchmann, wir wollten ihnen desgleichen thun!“ Unter Droh- und Schimpfreden nahmen die Räuber dem Kaufmann schließlich eine große Summe ab und gaben ihm einen Drohbrief an Peter Offenburg, den bekanntesten Gegner Österreichs in der Stadt, mit. Ein anderer Bürger wurde im Elsaß in bischöflich-straßburgischem Gebiet auf offener Straße von schwarzgekleideten

Rittern und zwei Fußknechten, die graue Mäntel mit aufgenähten Schlüsseln wie Pilger trugen, überfallen und verwundet, gleichfalls unter Schmähungen der Reiter gegen die Basler.

Als in Breisach eine große Versammlung aller Reßler unter dem besonderen Schutze des Handwerks stattfand, entschuldigte der Basler Rat die Reßler seiner Stadt, weil sie wegen der Unsicherheit der Straßen nicht nach Breisach reisen könnten. Im Markgrafenland sollen sogar einige Basler erstochen worden sein; jedenfalls war es lebensgefährlich, sich aus den sichern Mauern auf die Straßen hinaus zu begeben. Eine Handelsstadt, wie Basel, mußte doppelt unter einem solchen Zustande leiden. Offenbar sahen die Behörden der österreichischen Nachbarlandschaften mit großer Genugthuung und Schadenfreude all diese Plackereien und Bedrohungen der verhassten Stadt. Sie suchten denn auch nach Kräften gerechten Reklamationen nicht nachzukommen; in Rheinfelden wurde dafür gesorgt, daß zwei gemeine Straßenräuber, die auf drohendes Verlangen von Basel und Solothurn hatten eingesteckt werden müssen, glücklich wieder ins Freie kamen. Dazu verlangten die Behörden zu Rheinfelden plötzlich einen neuen Zoll von den Basler Bürgern, die vom dortigen Jahrmart auf dem Rhein heimfahren wollten; auch in Säckingen und im Frickthal sollte man nun neue Zölle oder Auflagen entrichten. Es kam allerdings auch vor, daß die furchtbar gereizten Bewohner der Basler Landschaft zur Selbsthilfe griffen und Rache zu nehmen suchten; es hieß sogar auf gegnerischer Seite, der Rat habe über seine Unterthanen zu Diestal und im Waldenburger Amt keine Gewalt mehr.

Ringsum war Basel von Feinden umgeben; von den elsässischen Städten, die nun auch zum schwäbischen Bund gehörten, blieb es seit dem Schwabekrieg fast feindselig getrennt, und was die Stadt von Österreich und dem Adel zu erwarten hatte, wußte man längst. Höhnisch drohten jene Ritter, die selbst oder deren Vorfahren einst Bürger gewesen waren, bald einmal die verhasste Krämerstadt zu überfallen und den Bürgern „die Pulversäck zu erschüttern.“ Tag und Nacht wurde Wache gehalten wie zur Kriegszeit.

War denn vom Reich keine Hilfe zu erwarten? Die Basler hatten während des Krieges dem Kaiser oft versichert, keine Drohungen der Eidgenossen könnten sie bewegen, von ihm abzufallen. Und eben in jenen Jahren hofften viele Deutsche auf eine Stärkung und Erneuerung des Reichs; große Pläne wurden beraten, wie man die zersplitterten und zertrennten Teile wieder zu einem Ganzen zusammensügen und von allen gleiche Pflichten und Leistungen erfordern könne, damit das Reich in seiner Gesamtheit wieder Großes leiste. Aber diese Pläne waren bereits dem Scheitern nahe; nur die Fürsten vermochten ihre Macht zu stärken und zu vergrößern, aber kein Kaiser konnte mehr als Schutzherr und Gebieter alle Stände zum Segen des ganzen Reichs unter kraftvoller Herrschaft zusammenfassen.

Wohl war Maximilian in weiten Kreisen des Volkes beliebt und geehrt, aber er war doch in erster Linie selbst nicht der Kaiser, sondern der Herzog von Österreich, und wie die Macht des Reiches im Sinken war, so begann eben jetzt die österreichische Hausmacht immer höher zu steigen. Was hatte da eine Stadt wie Basel für Schutz zu erwarten? Wohl schickte es noch Gesandte an die Reichstage, um seine Treue zu bekunden, doch mehr noch, um gegen neue Belastung zu protestieren. Einen Tag der 7 freien Städte besuchten die Basler gar nicht mehr, weil sie wußten, daß dort nur Worte und Wünsche, aber keine thatkräftige Hilfe zu erhoffen sei. „Einen Rücken sollten wir haben,“ so hieß es damals oft im Rat, und immer mehr richteten sich die Blicke der Ratsherren über den Jura hinüber zu den Eidgenossen. Daß die Bürger der Stadt und die Bewohner der Landschaft seit dem Krieg und den letzten Ereignissen in der großen Mehrheit schweizerisch gesinnt waren, war nun deutlich erkennbar.

Jetzt herrschte Frieden; wenn jetzt die Reichsstadt sich mit den Eidgenossen verband, so ging sie nicht mitten im Kampf zu den Feinden des Reiches über, sie suchte nur denjenigen Schutz ihrer Freiheit, den ihr der Kaiser nicht geben konnte und wollte. Aber eine andere Frage war, ob die Eidgenossen jetzt etwas von Basel wissen wollten. Sie hatten im Krieg auf jede Weise um dasselbe geworben, und es hatte immer Nein gesagt. Hatten wohl die Bauern aus den Landkantonen jetzt im Frieden großes Interesse an der ihnen fremden RheinStadt? Aber die Basler wußten, daß man in den großen eidgenössischen Städten anders empfand, daß die dortigen erfahrenen Staatsmänner erstens Basels Neutralität im Schwabekrieg begriffen und zweitens besonders seine Wichtigkeit für die ganze Schweiz zu würdigen verstanden. Schon im Verlauf des Jahres 1500 waren die Beziehungen zwischen den Schweizern und den immer noch als lieben Bundesgenossen bezeichneten Baslern freundschaftlich; verschiedene, vom Krieg herrührende Streitigkeiten wurden hier, als an der gegebenen Stätte, geschlichtet. Darum fand auch Basel mit seinen Klagen bei den Eidgenossen am freundlichsten Gehör; im September 1500 klagten Gesandte in Zürich, daß die Stadt durch ihre Nachbarn belästigt werde, weil sie im Krieg nicht gegen die Eidgenossen habe sein wollen, und einen Monat später gab die Tagsatzung zu Luzern die herzlich klingende Antwort: „Wie wir ihnen vormals zugesagt haben, wenn ihnen jemand etwas zufügte, anders als billig und recht wäre, so wollten wir sie nicht verlassen, sondern beiständig sein, des Gemüts und Willens sind wir noch mit Leib und Gut.“ Mochten auch die Vorstellungen, welche die Tagsatzung an die österreichischen Räte ergehen ließ, vorläufig wenig nützen, so durften doch die Basler vertrauen, daß jene Versicherungen der Tagsatzung nicht leere Worte seien. Im Februar 1501 meldeten sie sich denn wieder zur eidgenössischen Versammlung an, um ihre Sorgen und Anliegen vorzubringen. Verdächtiges Kriegsvolk lag in der Ghard und in den Dörfern des Sundgau, es hieß, daß sich ein Zug gegen Basel vorbereite. Die Tagsatzung beschloß aufs Neue Vorstellungen zu erhe-

ben. Doch noch Wichtigeres muß dort zu Zürich mündlich besprochen worden sein. Der Basler Rat hatte noch Zünfte und Priesterschaft befragen lassen, bevor seine Gesandten, Leonhard Grieb, der schon in vielen wichtigen Sendungen gereist war, Hans Hiltprand und Walther Harnisch, der Ratsherr der Metzger, nach Zürich abgingen. Im vertraulichen Gespräch werden sie hier wohl mit den Staatsmännern der eidgenössischen Städte, mit dem ehrwürdigen alten Bürgermeister Zürichs, Heinrich Röist, und mit dem klugen Berner Stadtschreiber Dr. Thüring Frickart, deutlich genug gesprochen haben, wenn sie auch keinen Befehl hatten, schon von einem Bündnis zu reden. Daraufhin faßte die Tagsatzung folgenden Beschluß: „Als gemeint wird, daß zu Basel wohl zu arbeiten und zu erlangen wäre, damit sie sich weiter zu uns Eidgenossen verbänden, und daß solches uns allerfüglich und trostlich sein möchte,“ so solle jedes Ort bis auf die nächste Tagsatzung sich darüber besinnen, und ebenso sollten die Basler bis dahin ihren Willen kund thun, ob sie davon wollten reden hören.

So war denn endlich ein entscheidendes Wort gesprochen, und zwar von Seiten der Eidgenossen, die das zögernde Basel zuerst zum Bund einluden, und dabei seinen großen Wert für die ganze Schweiz betonten. Allein zwischen diesem Beschluß der Tagsatzung und dem Bundeschwur liegen noch ein paar Monate voll umständlicher und unerquicklicher Verhandlungen. In Basel wußte man wohl, daß die zuvorkommende Einladung von den eidgenössischen Städten ausging; die Briefe des Rates an Zürich oder Bern schließen in jener Zeit mit besonders herzlichen Redewendungen: „Wir haben Euch bewiesen, daß wir sonder hoch Vertrauen zu Euch tragen,“ so heißt's einmal; „der Allmächtige wolle Euer Lieb mit uns in seliger Regierung behalten,“ so endet ein anderer Brief. Als ein paar Zürcher Händler ihre Schweine durch die Landschaft durchgeschmuggelt hatten, erließen ihnen die Basler die Buße für das Vergehen, „denn Euch günstig zu gefallen und allen freundlichen Willen zu beweisen, sind wir ganz geneigt.“

Mitte März erschienen die eidgenössischen Gesandten in Basel; „gar ehrlich und fründlich“ wurden sie empfangen; und „viel fründliche Rede wurde hin und herwieder gebraucht.“ Nicht bloß um ein Bündnis, sondern um einen ewigen Bund handelte es sich jetzt, Rat und Gemeinde wollten nicht länger zögern, sondern ganz schweizerisch werden, es fragte sich nur, unter welchen Bedingungen.

Die alte Eidgenossenschaft war eines der seltsamsten Staatsgebilde, die die Geschichte je gesehen hat. Abgesehen von den verschiedenen Unterthanenlandschaften und von den zugewandten Orten standen die damaligen zehn Glieder der Eidgenossenschaft unter sich sehr ungleich. Erstlich hatten sie verschiedene Regierungsform und ungleiches Machtgebiet, und sodann gar nicht alle dieselben Rechte und Pflichten im Bunde selbst. Neben den 8 alten, echten „Orten“ standen die neu angenommenen „ewigen Bundes- und Eidgenossen“ Freiburg und Solothurn in etwas untergeordneter Stellung; ihre Gesandten

durften eigentlich nur dann mit den andern Boten tagen, wenn Dinge verhandelt wurden, welche auch die genannten Städte betrafen. Noch mehr. Es konnten sich z. B. die mächtigen Städte Zürich und Bern verbinden, mit wem sie wollten, ohne erst die andern Bundesglieder deshalb anfragen zu müssen; Luzern aber und die drei Urkantone mußten dabei gegenseitig auf einander Rücksicht nehmen, Glarus, Freiburg und Solothurn waren an den Willen der andern Eidgenossen gebunden u. s. w. Für jeden Stand entschieden eben die Bundesurkunden. Und darum waren nun die Basler Staatsmänner entschlossen, nur unter ehrenvollen Bedingungen Schweizer zu werden. Dabei hofften sie vor allem auf die Mithilfe der befreundeten eidgenössischen Städte, denn sie wußten wohl, daß die Länder sie vorläufig noch mit ziemlichem Mißtrauen betrachteten. Glarus und Zug hatten es nicht für nötig befunden, ihre Gesandten auf jenen Tag zu Basel zu schicken. Die Tagherren aus den schweizerischen Städten bemühten sich dafür umsomehr, allen klar zu machen, „was und wie viel gemeiner Eidgenossenschaft an der Stadt Basel, an ihrem Land und ihren Leuten gelegen sei.“ Denn sie ist ein Thor, so hieß es damals, durch welches Kauf und Verkauf, Gewerbe und Handel zwischen den obern und den niedern Landen ihren Eingang und Ausgang nehmen; also kann Basel uns Eidgenossen „feilen Kauf“ (wohl besonders von Korn und Wein) verschaffen, es ist aber auch zugleich ein starkes Bollwerk gegen die österreichischen Nachbarn im Elsaß und am Rhein; ist Basel schweizerisch, so werden jene Feinde sich wohl mehr hüten, mit Werken oder Worten die Eidgenossenschaft zu kränken. Weisen wir dagegen die Basler ab, so müssen sie, wenn auch ungern, eine andere Verbindung suchen; die elsässischen Städte und Konstanz sind in den schwäbischen Bund gekommen; sollen wir Eidgenossen nun eine „solch ehrliche, mächtige, wohlgelegene“ Stadt wie Basel auch dazu treiben? Und nun hat sie sich doch so treu gegen uns Schweizer im letzten Krieg gehalten trotz allen Drohungen des Königs und seiner Nachbarn, ja die Landschaft hat sich uns nicht nur „nachbarlich“, sondern „brüderlich“ gezeigt. Soll nicht diese alte Freundschaft gemehrt und in die Ewigkeit erstreckt werden? Soll Basel abgewiesen werden „um weniger Worte und Ehren willen“, die, wenn sie ihm erteilt werden, den Eidgenossen nichts schaden mögen?— Das gaben die Tagherren den Räten und Gemeinden der verschiedenen Orte ernstlich zu bedenken.

Aber was waren denn das für Worte und Ehren, die so viel Bedenken erregen konnten? Es war vor allem Basels Anspruch, ein rechtes „Ort“ zu werden, gleichgestellt mit den acht alten; denn die altberühmte freie Reichsstadt war sich ihres Wertes und ihrer Bedeutung wohl bewußt, auch jetzt, da sie sich in bedrängter Lage befand; um Gottes und der Barmherzigkeit willen begehrte die nach Straßburg angesehenste Stadt am Oberrhein nicht in den Schweizerbund aufgenommen zu werden; sie wollte einen ehrenvollen Bundesbrief. Ein Entwurf dazu wurde damals in Basel gemacht, und zwar ein für die Stadt sehr günstiger. Basel, so hieß es darin, wird getreulich empfangen und aufgenommen „für ein Ort“; wenn Stadt oder Landschaft bedroht ist, oder die Basler ins Feld rücken, um erlittenes Unrecht zu rächen, so sollen die Eidgenossen auf die Mahnung

der Stadt hin sofort ausziehen auf ihre Kosten und getreulich helfen; alle Rechte und Freiheiten Basels sollen sie mit Leib und Gut schirmen. Wenn die Basler mit Banner oder Fähnlein den Eidgenossen zu Hilfe in den Krieg ziehen, so sollen sie auch wie ein anderes Ort ihren Anteil an der Beute und an eroberten Städten oder Landschaften bekommen. Das war das Wichtigste. Ein paar Tage darauf, am 27. März, berief der kleine Rat die „Sechser“ oder den großen Rat, d. h. die Vertreter der Zünfte, in den Saal des Predigerklosters und legte ihnen den Entwurf vor. Die Bürger waren mit den oben genannten Artikeln wohl zufrieden, allein sie wollten, daß es auch dabei bleibe. Ja, in einem Punkt waren sie fast ängstlich darauf bedacht, „bei ihren Ehren und Würden zu bleiben“, nämlich im Artikel „uf den Sitz lutend“. Das hieß so viel als: Basel wollte als neunter Ort im Range gerade nach Glarus und vor Freiburg und Solothurn stehen. Es wollte eben auch äußerlich und vor aller Welt diejenige Stellung im Eidgenossenbunde einnehmen, die ihm zugesichert wurde.

Nun aber fragte es sich, was sagten denn die großen Räte der eidgenössischen Städte und besonders die Landsgemeinden dazu? Waren sie einverstanden, so konnte der Bund in Bälde beschworen werden; allein so einfach ging's nicht. Als einen Monat später, am 19. April, die Tagsatzung zu Luzern zusammentrat, konnte noch nichts entschieden werden. Wegen schlechter Witterung habe man keine Landsgemeinde halten oder überhaupt so schnell die Sache nicht vor Rat und Volk bringen können, so hieß es. Daß Basel Ort werden sollte, das war offenbar für die Landkantone ein Stein des Anstoßes; sie waren auch darüber unwillig, daß Solothurn und Freiburg so oft mit den acht alten Orten zusammen tagten; wirklich wurde bald darauf den beiden Städten in schroffer Weise aufs neue erklärt, sie seien und hießen nicht Orte, und ihre Gesandten mußten abtreten, wenn die Orte unter sich berieten. Vergebens protestierten Freiburg und Solothurn, deren Stellung jetzt durch Basels Aufnahme noch demütigender gestaltet werden sollte. Freilich am liebsten hätten die Landkantone Basel jenen beiden gleichgestellt, allein das ging nun nach den gemachten Versprechungen nicht mehr an. Die andern eidgenössischen Gesandten suchten die Boten der Länder zu beruhigen; daß Basel Ort werde, heiße nur, daß es mit den andern Orten zusammen beraten dürfe in Dingen, die sie gemeinsam beträfen, sonst nichts. Jedenfalls dürfe es sich künftig mit niemand verbünden ohne den Willen der Eidgenossen. Es klang also in Luzern schon etwas anders als zu Basel einen Monat vorher. Und als bald darauf die Gesandten der Urkantone samt Zug und Glarus in Schwyz zusammentrafen, waren diese nochmals bedacht, die Artikel des Bundesbriefes zu „liechtern“, wie sie sich hübsch ausdrückten. Wenn die Eidgenossen den Baslern zu Hilfe ziehen mußten, so sollten diese es bezahlen, ausgenommen bei einer Belagerung der Stadt, ferner sollte die Stadt zwar als ein Ort, aber sonst wie Freiburg und Solothurn geachtet sein; auch sei es überflüssig, ihr alle fünf Jahre den Bund zu beschwören, wie sie wünsche, ein bloßes Versprechen genüge, umgekehrt aber sollten die Basler den Eidgenossen schwören.

Allein dabei blieb es zum Glück nicht, sonst hätte Basel vielleicht doch noch auf die Aufnahme verzichtet. Der Monat Mai brachte neue Verhandlungen zu Luzern und Basel. Boten von Luzern und Bern, als Bevollmächtigte der Eidgenossenschaft, verfaßten am 19. Mai in unserer Stadt einen neuen Entwurf, der derselben die unbedingte Hilfeleistung und die Stellung als rechtes Ort zusicherte, und wieder wurde betont, wie viel doch gemeiner Eidgenossenschaft an Basel liege. So gings hin und her, bis endlich, am Nachmittag des 9. Juni 1501, zu Luzern „nach vil und mengerley reden“ der ewige Bund abgefaßt war und versiegelt werden konnte. Als Basels Gesandte waren dabei anwesend die Oberstzunftmeister Peter Offenburg und Niklaus Rüschi, ferner Hans Hiltprand und Walter Harnisch. Peter Offenburg im Namen Basels und die Stadt Luzern im Namen der Eidgenossenschaft hängten ihre Siegel an die Urkunden.*)

Der Abschluß des Bundes und der Bundesbrief.

Es hatte lange gedauert, bis der Bundesbrief zustande gekommen war; er ist auch das längste und umständlichste unter den alten eidgenössischen Bundesdokumenten. Der Eingang redet, ähnlich wie in andern Bundesbriefen, von der großen Freundschaft, Treue und Liebe, von den seligen Altvordern lange Zeit gegeneinander gebraucht und vererbt, „welches uns und allen den unsern wohl hat erschossen“. Sodann folgen die feierlichen Worte, die Basels Aufnahme in den Bund aussprechen. „Wir fassen, nehmen und empfehen für uns und unsere ewigen Nachkommen eine löbliche Stadt Basel, ihre gemeinen Bürger, Land und Leute für sich und ihre ewigen Nachkommen in unserer Eidgenossenschaft Pflicht und als nun hinfür unsere ewigen Eidgenossen an, also daß sie als ein ander Ort, in solcher Form zu uns gehören, ewiglich bei uns und wir bei ihnen beharren und also geachtet sein und werden sollen“. Dem entspricht die feierliche Erklärung der Basler, daß sie nun als ewige Eidgenossen in „ganzer, aufrechter, brüderlicher Treue“ der löblichen Eidgenossenschaft anhängen wollen. Worauf sie so nachdrücklich bestanden hatten, daß die Stadt als Ort aufgenommen werde und als solches „helfen raten, bedenken und handeln“ dürfe, das wird im Brief mehrmals ausdrücklich zugesagt; auch sollte derselbe gegenseitig alle fünf Jahre beschworen werden, gleichfalls ein Vorrecht der eigentlichen Orte, das freilich bald in Vergessenheit geriet. Sodann ist die gegenseitige Hilfeleistung, auf eigene Kosten und ohne Einschränkung als Bundespflicht festgestellt; auch an gemeinsamen Eroberungen soll Basel seinen regelrechten Anteil bekommen, eine Bestimmung, kraft deren bald auch seine Landvögte im Tessin schalten durften. Ferners sichern sich beide Teile freien Kauf zu und versprechen gegeneinander keine neuen Zölle zu errichten; denn daß die große oberrheinische Handelsstadt nun schweizerisch wurde, durfte doch den Eidgenossen auch materiellen Gewinn verschaffen. Für Streitfälle zwischen Basel und der Eidgenossenschaft oder einzelnen Gliedern derselben wird ein Schiedsgericht zu Baden im

*) Allerdings die Boten von Zug und Glarus, welche Orte von Anfang an gegen Basel etwas mißtrauisch gewesen waren, hatten auch jetzt noch keine Vollmacht, an den Brief die Siegel ihrer Stände zu hängen, aber es geschah dies doch auf die Verantwortung der andern Tagherren, damit sich jene zwei Orte nicht noch im letzten Augenblick absonderten.

Aargau vorgesehen, wie dies schon in den ältern Briefen bestimmt war; auch viele andere rechtliche Abmachungen enthält der Brief, Dinge, über die man sich wohl leicht geeinigt hatte. Beide Teile sichern sich alle Rechte, Freiheiten, Privilegien, Herrschaften und Gewohnheiten zu. Es ist dies nur ein kurzer Artikel im langen Brief, und fast ein selbstverständlicher; aber nichts Geringeres sprechen diese Worte aus, als daß Basels mühsam errungene und immer noch bedrohte Freiheit vor geistlicher und weltlicher Fürstengewalt durch den starken Arm der Eidgenossen nunmehr für immer gesichert sei. Getrost konnten sich nun die Basler am Schluß des Briefes vorbehalten: Das hl. römische Reich, und „ihren Herrn“, den Bischof, falls sie von ihm nicht unbillig beschwert würden. Daß dem Bischof und selbst dem Kaiser nun nur dem Namen nach noch Herrschaftsrechte zustanden, war Thatsache, auch wenn man sie nicht aussprach, und daß dies so bleiben werde, dafür gab eben der eidgenössische Bundesbrief für ewig Gewähr.

Soweit lautet alles günstig und ehrenvoll für Basel; aber es stehen noch einige andere Bestimmungen im Brief, die, so harmlos und freundlich sie klingen, dennoch seine Freiheit einschränkten. Die Stadt darf mit niemand Krieg anfangen, ohne vorher ihr Anliegen vor die Eidgenossen gebracht und deren Billigung gefunden zu haben; nur in Nothfällen soll Basel von sich aus die Waffen ergreifen; allerdings wollen sich die Eidgenossen seine Sache so zu Herzen nehmen, als ob es ihre eigene wäre. Auch wenn in Streitigkeiten Basels mit einer fremden Macht diese die Entscheidung der Eidgenossen anruft, so muß Basel sich derselben unterwerfen, und ohne die Einwilligung der Mehrheit der Eidgenossen darf es sich mit niemand verbünden. Es ist wohl verständlich, warum die schweizerischen Orte, besonders die Landkantone, diese Bestimmungen durchgesetzt haben. Sie fürchteten, wenn Basel volle Freiheit habe Krieg anzufangen oder Bündnisse zu schließen, so könnten sie in Kämpfe hineingezogen werden, die ihnen vielleicht fern lagen und keinen Nutzen, sondern nur viel Kosten und Mühen brachten. Basel mußte sich drein fügen. Es war bis dahin eine kleine Republik gewesen, oft und schwer bedroht, aber frei darin, nach Belieben Bundesgenossen zu suchen und über Krieg und Frieden zu entscheiden. Nun war seine städtische Freiheit für immer geschützt, aber zugleich gehörte es als ein Glied einem größern Ganzen an und war in seiner äußern Politik wesentlich an den Willen desselben gebunden. Zwar wäre dies für Basel ein reines Glück gewesen, wenn in diesem Ganzen alle Glieder gleiche Rechte und Pflichten gehabt hätten; aber das war ja im alten eidgenössischen Staatenbund nicht der Fall; und das Glück war darum für Basel kein ungetrübtes. Es trat eben in die Reihe der weniger begünstigten Glieder, wenn auch als rechtes Ort. Die zwei Burgunderstädte und später Schaffhausen und Appenzell mußten ebenfalls auf eine freie Bewegung nach außen verzichten. Aber auch in der innern Politik wurde Basels Freiheit schwer gehemmt durch eine Bestimmung, die wir nun noch zuletzt besprechen müssen. Wenn sich in der Eidgenossenschaft selbst Streit erhebt, so soll Basel durch seine Botschaft Frieden zu stiften suchen, und, wenn dies nicht gelingt, sich keiner Partei anschließen, sondern „stille sitzen“. Die Landkantone

hatten wohl dadurch verhüten wollen, daß das neu aufgenommene Bundesglied den Städten zum Übergewicht über die Länder helfe. Zwar scheint ja das Amt eines Friedensstifters unter den Eidgenossen ein schönes zu sein; aber es kamen notwendige innere Kämpfe für die Schweiz, in denen Vermittlung unmöglich war und das Schwert entscheiden mußte. Basel aber durfte nicht Partei nehmen; es war ihm verboten, mit gleichgesinnten Bundesgliedern für das zu kämpfen, was ihm segensreich erschien. Denn durch seinen Brief war es dazu angehalten, abseits „stille zu sitzen“, und umsonst Frieden zu predigen, wo kein Friede war. Wo und wie es diese seine Bundespflicht gehalten und gebrochen hat, kann hier nicht erzählt werden. Eins aber ist sicher, auf eine große Rolle in den innern Kämpfen der Eidgenossenschaft hat es verzichten müssen, und daran war in erster Linie jene verhängnisvolle Bestimmung des Bundesbriefes schuld.

Noch etwas muß erwähnt sein, das zwar eine äußere Ehrung unserer Stadt im Schweizerbund bedeutet, aber doch sehr unerfreulich gewesen ist. Gerade nach der Siegelung des Briefes wiederholten die Basler Gesandten die Bitte, ihre Stadt „in Sitz, Stand und Gang“ nach Ehren zu halten, d. h. im Range Freiburg und Solothurn voran gehen zu lassen. Die Basler hatten mit dem Schultheißen von Luzern vertraulich darüber gesprochen und waren seiner Beihilfe gewiß, ebenso konnten sie auf den klugen Stadtschreiber Berns, Dr. Thüring Frickart, rechnen, dem, wie es scheint, sogar besondere Versprechungen für seine Hilfe gemacht worden waren. Aber erst nach dem Bundeschwur, im August 1501, wurde endgiltig festgesetzt, daß Basel als das letzte neunte Ort im Rang den zwei genannten Städten sowie Schaffhausen vorangehen solle, „denn es ist Not, daß wir Orte der Eidgenossenschaft darin haben Unterschied.“ Nun aber entspann sich ein langer ärgerlicher, ja fast erbitterter Zank; denn Freiburg und Solothurn waren tief beleidigt, auch Zug, Obwalden und besonders Glarus fügten sich nur mit Widerwillen der Mehrheit. Bitter klagten die zwei Burgunderstädte über die Zurücksetzung; lange Zeit weigerten sie sich, den Schaffhauserbrief zu besiegeln, weil Basel dies zuerst hatte thun dürfen; sie hielten ja eine Stadt wie Basel aller Ehren wert, aber sie seien doch nicht minder nützliche Glieder des Bundes und hauptsächlich schon länger mit der Eidgenossenschaft in Verbindung. Sie ließen sich auch nicht beschwichtigen mit der Erklärung, daß Basel eben früher vom hl. Reich „am Gang und Sitz“ hochgeachtet gewesen sei, und daß man ihm nun den schon versprochenen Rang nicht abschlagen könne. Jedoch die Mehrheit der Orte blieb fest, die zwei Städte mußten sich endlich fügen, und Basel behielt seinen Rang.

Allein waren auch die langen Verhandlungen über Basels Aufnahme von mancherlei ärgerlichen Worten und Streitigkeiten begleitet gewesen, so sollte doch das freudige Ergebnis mit einem frohen Fest ohne Groll und Mißstimmung gefeiert werden. Am 13. Juli, am Tag Kaiser Heinrichs, des Schutzpatrons unserer Vaterstadt, wurde nach dem Wunsch der Basler der Bund feierlich geschworen. Die Gesandten aller eidgenössischen Stände ritten auf jenen Tag nach Basel. Es waren dies von Zürich der greise Bürgermeister Heinrich Rüst

Der Bundeschwur.

und Felix Keller, von Bern zwei Ritter aus kriegsberühmten Geschlechtern, Heinrich vom Stein und Rudolf von Scharnachthal; von Luzern erschienen vier Boten, die beiden Schultheissen Bramberger und Hertenstein, der Fähnrich Feer und der Stadtschreiber; ebenso von Solothurn beide Stadthäupter Babenberger und Konrad samt dem Seckelmeister Hugi, und von Freiburg Wilhelm Rief; als Abgesandte der Länder kamen der Ammann Wagner von Schwyz, von Uri der Ammann im Oberndorf, von Unterwalden Seckelmeister Frünz, von Zug Ammann Steiner und von Glarus Ammann Röchlin. Die Basler Bürger empfangen sie vor dem Äschenthor und geleiteten sie in die freudig bewegte Stadt. Unter dem Thor und vor dem Gasthause zum Hirschen reichte man den eidgenössischen Gesandten den Ehrenwein, und wie sie durch die Straßen ritten, riefen ihnen die Buben und Mädchen jubelnd zu: „Gie Schwyz Grund und Boden und die Stein in der Besetz!“ Der Ruf des jungen Geschlechtes mag den Eidgenossen als freudige Versicherung geklungen haben, daß in Zukunft Basel ganz und rückhaltlos eine Schweizerstadt bleiben werde. Im Storch, im Löwen, im Silberberg und in der Blume waren die Gesandten während des Festes einquartiert. Ein feierliches Hochamt im Münster bildete die Eröffnung; dann zogen alle Zünfte im Festschmuck mit ihren Fahnen und unter dem Klang der Trommeln und Pfeifen auf den Markt. Vor dem alten Rathhause, an dem man auf diesen Tag hin noch etwas gemalt und einige Fenster „geblezt“ hatte, war über Fässern eine Holzbühne errichtet worden. Hier stellten sich nun die eidgenössischen Gesandten und der Basler Rat auf.

Rings im Kreise stand dicht gedrängt die gesamte Bürgerschaft, alle, die über 15 Jahre alt waren, und ebenso waren als Abgeordnete der Landschaft die Bögte und Amtspfleger zugegen. Der Bundesbrief wurde verlesen, dann sprach Bürgermeister Röist von Zürich den Räten und dem Volk Basels den Eid vor, daß sie den Brief treulich halten wollten, und alle schwuren es. Darauf sprach der Statthalter des Bürgermeistertums, Peter Offenburg, den Eidgenossen ebenfalls den Eid vor, daß auch sie dem Briefe treulich nachkommen wollten, und auch diese schwuren es im Namen der ganzen Eidgenossenschaft. Nun fingen alle Glocken der Stadt an Freude zu läuten, und fröhliche Gelage auf den Zunftstuben beschloffen das Fest. Noch mehrere kleinere Ereignisse jenes denkwürdigen Tages sind uns überliefert worden. Dem ersten Kind, das als Schweizer geboren wurde, standen die eidgenössischen Gesandten zu Gevatter; unter Trommeln und Pfeifen wurde der Knabe zur Taufe getragen, aus dem später der weitberühmte Buchdrucker Hieronymus Froben werden sollte. Auch unglücklichen Menschen widerfuhr Heil an diesem Tag. Nicht nur wurde Brot unter den Armen ausgeteilt, sondern der Rat begnadigte auch auf die Bitten der Schweizer elf Verbannte, darunter drei Totschläger, welche unter dem Schutz der Gesandten in die Stadt hineingekommen waren, einem andern Frevler erließ der Rat einen Teil der Buße; nur den Eidgenossen zu lieb, wird ausdrücklich gesagt, verstand man sich zu solchen Begnadigungen. Am Tage aber, da der Bundeschwur den Baslern den mächtigen Schutz der Eidgenossenschaft für ewige Zeiten zusicherte, öffneten sie ihre Thore, und statt der 20 geharnischten Kriegsmänner setzten sie

als Wache eine Frau mit der Kunkel an ein Thor; „die spann und fordret den Zoll; das etlich Lüt gar übel verdroß,“ so erzählt der Chronist Tschudi.

„Übel verdroffen“ hat Basels Eintritt in den Bund gar manchen. Im Reich sah man begreiflicherweise darin nur einen Abfall vom Kaiser. Auf dem nächsten Reichstag zu Nürnberg wurde darüber geklagt, aber rückgängig machen konnte es kein Kaiser mehr, daß die Basler eidgenössisch geworden waren. Zudem war Maximilian mit weit aussehenden Plänen beschäftigt und konnte jetzt an keinen neuen Streit mit den siegreichen Schweizern denken wegen einer verlorenen Reichsstadt.

Die Folgen des Bundes.

Wohl wurde Basel noch als Glied des Reiches aufgezehlt und es erhielt auch noch Aufforderungen zu Steuer und Kriegsleistung; bald aber ließ es, nach dem Rat der Zürcher, alle solche Schreiben einfach unbeantwortet. Man stand nun unter einem stärkern Schutz, als das Reich damals bieten konnte. Aber freilich, der Haß der Gegner war noch nicht erloschen; die furchtbare Pest des Jahres 1502, die in der Stadt mehrere tausend Opfer forderte, sahen manche schadensfroh als Strafe für den Abfall an. Doch war der Haß ein ohnmächtiger. Die wenigen österreichisch Gesinnten in der Stadt mußten sich noch mehr zurückziehen, nur in gehässigen Schmähreden oder Spottversen machten die Gegner der Eidgenossen ihren Gefühlen Luft. So verfaßte ein Priester am Domstift, Hieronymus Emsler, später als Gegner Luthers bekannt, in jenem Sommer ein paar holperige lateinische Verse auf die Schweizer, „diese Feinde Gottes und des Glaubens, diese milchsaufenden Schurken, faulen Kuhmelker und waldgeborenen Räuber.“ Dieses erbauliche Gedicht schrieb Emsler heimlicher Weise dem Schulmeister zu St. Theodor, dem Glarner Gregor Bünzli, in ein Buch. Allein der schlechte Spaß kam ihn teuer zu stehen; bald verbreitete sich das Gerücht in Basel, ein Priester habe die Ehre der Eidgenossenschaft in Versen beschimpft; im Mai 1502 war der Thäter entdeckt, und der Rat nahm ihn gefangen, „damit ihm nichts Ärgeres begegne.“ Vor dem Statthalter des Bischofs und vor den Gesandten der Eidgenossenschaft und Basels mußte Emsler demütig Widerruf thun und Abbitte leisten. Die Feinde sollten jetzt wissen, daß Basels und der Eidgenossenschaft Ehre eine sei. Es wurde auch in der Stadt durch offenen Ruf geboten, daß niemand sich mit Pfauensfedern, dem österreichischen Abzeichen, sehen lasse; ein Rheinfelder, der herausfordernd seine Feder auf dem Hut in Basel spazieren führte, wurde von den Stadtknechten sehr unsanft an das Verbot gemahnt. Der alte Haß der Rheinfelder äußerte sich begreiflicherweise noch öfters. Im Dezember 1501 trafen Rheinfelder und Kleinbasler Holzknechte abends in dem alten Wirtshause an der Brücke zu Augst zusammen. Ein Knecht begann mit dem Wirtstochterlein in der Küche das „Dornacherlied“ zu singen; da riefen die Rheinfelder: „Ihr seid nun Schweizer und habt uns das Lied zu Leid gesungen!“ Eine blutige Kauferei entspann sich, bei der mehrere Basler wund gehauen wurden. Um Mitternacht drang die Kunde davon nach Viestal, und sofort zogen 20—30 Knechte unter Junker Hemann Offenburg nach Augst und führten drei der Gegner gefangen ab. Die Rheinfelder drohten und klagten, aber der Rat erklärte, in Erinnerung an die vielen frühern strasslos

gebliebenen Gewaltthaten habe er den Unterthanen befohlen, jedem Angriff sofort mit Gewalt zu begegnen. Noch lange gingen die Streitigkeiten zwischen Basel und Rheinfelden fort; man wußte dort auch wohl, welcher Mann hauptsächlich für den Eintritt in den Bund gewirkt hatte. „Wo hand ir von Basel üvern Abgott, den Offenburg, der üch den Krisam (das hl. Salböl) angestrichen hat?“ so fragte höhnisch ein Rheinfelder auf der dortigen Rheinbrücke den Ludwig Sägeffer aus Basel. „Er hat den von Basel angericht,“ so schimpfte er weiter, „das ihnen allen nachmals leid muß werden; dann, wo er nit wär gewest, so wär Basel nit Schwiz worden, und hat den Adel allen us der Stadt getrieben, damit er allein regieren und edel möcht sin.“ Dann folgten noch die üblichen Unflätereien und Drohungen. Allein solcher Haß der Gegner bewies nur, daß Basel das Richtige gethan hatte. Allerdings gabs für den Adel keine Heimstätte mehr in der Schweizerstadt, allein nicht in selbstfüchtiger Absicht hatte Peter Offenburg für den Eintritt in den eidgenössischen Bund gewirkt, sondern weil er mit Recht darin allein die Rettung von Basels Freiheit erblickte.

Wenn die Gegner schmähten und spotteten, so feierte man in Basel und in der Schweiz den Bund in fröhlichen Liedern. Eines derselben gibt in unbeholfenen, aber gut gemeinten, treuherzigen Versen der Freude darüber Ausdruck, daß Basel, „die viel hohe Kron,“ mit den frommen Eidgenossen sich verbunden, und daß dieselben „den Schlüssel hand empfangen, damit sie ihr Land mögen beschließen, das thut manchen Österreicher verdrießen.“ Hätte der römische König sich besser besonnen und hätte man die Stadt in Ruhe gelassen, als sie im Krieg der Eidgenossen stille saß! „Aber der Desterreicher Spott was so groß, das die von Basel gar übel verdroß.“ „Die Rünigischen triben des Übermuts so viel, drum ihnen der Stier helfen will, der Bär thut sin Kurzwil triben.“ Nicht ohne Schadenfreude redet der Dichter davon, wie das Breisgau sich ärgern werde, daß es die „Bruck“ und „starke Mauer“ verloren habe. Die Basler haben eben nun ihren Weg gefunden und sind „zum Crucefix kommen,“ d. h. zum eidgenössischen Kreuz. „Der uns das Liedlein hat gemacht und von neuem gesungen, Kaspar Föppel ist er genannt,“ so heißt's am Schluß; wer und woher er war, wissen wir nicht. „Din Narren, so das Lied gemacht,“ schenkte kurz nach dem Bundesschwur der Rat 2 Pfund für einen Rock. Vielleicht war dies jener Kaspar, vielleicht auch ein anderer Gelegenheitsdichter.

Hier schließt unser Neujahrsblatt. Wie es Basel im Schweizerbund ergangen ist, gehört nicht mehr hieher. Aber eines sei gesagt: Basel ist nur Dank dem Schutz der Eidgenossenschaft die Stadt geworden, die wir heute mit freudigem Stolz unsere Vaterstadt nennen dürfen. Die Bundesfeier, die Baselstadt und Baselland in diesen Tagen festlich zusammen begehen, weckt in uns allen die Erinnerung an das, was wir der Eidgenossenschaft verdanken. Unter dem Schirm des Schweizerbundes ist Basel verschont geblieben vor Angriffen der österreichischen oder französischen Herrscher auf seine Freiheit oder seinen Glauben und vor so manchen Kriegsgreueln, die über andere ehemalige Reichsstädte, zumal über die alten Freunde im Elsaß, ergangen sind. Vier Jahrhunderte schweizerischer

Geschichte, viel Glück und Unglück und große Wandlungen, hat Basel mit den Eidgenossen zusammen erlebt. Oft wurde die Bundesbrüderlichkeit gestört durch Mißtrauen, Zwietracht, Haß und blutigen Streit, aber zerrissen wurde das Band nie, und undenkbar scheint es heute jedem rechten Schweizer, daß es je zerrissen werden könnte. Wir Eidgenossen sind ein Volk von Brüdern, die gar verschiedenen Charakter und verschiedene Begabung haben. Wie soll da nicht auch Reibung und Streit, Neid und Eifersucht zu Zeiten wach werden? Manches Vorurteil und manches ungerechte und kränkende Wort kann man auch heute noch hin und wieder in Basel über andere Eidgenossen oder von diesen über Basel vernehmen. Da mahnt uns denn das frohe Fest dieses Jahres, uns Basler, wie die andern Schweizer, daß wir gegenseitig immer mehr lernen sollen, eines jeden Gliedes eigene Art zu verstehen, zu achten und gerecht zu beurteilen. Dann wird sich die Eidgenossenschaft Basels und Basel der Eidgenossenschaft ungetrübt freuen können. Denn wir gehören fest zusammen.

Als die drei Urkantone zu Anfang des Jahres 1503 auch die Basler zu einem Zug übers Gebirge nach Vellenz mahnten, da sagten die neuen Bundesgenossen sofort ihre Hilfe zu und gaben ihren Gesandten ein schönes Wort mit, das sie zu Luzern ausrichten sollten: „Euere Sache ist unsere Sache, und unsere Sache ist euere Sache.“ Und so solls allezeit bleiben!



- XXXVII. 1859. (Bisler, W.) Basel vom Tode König Rudolfs bis zum Regierungsantritte Karls IV.
 XXXVIII. 1860. (Heusler, Andr.) Basel vom großen Sterben bis zur Erwerbung der Landschaft, 1349—1400.
 XXXIX. 1861. (Burckhardt, Th.) Basel im Kampfe mit Oesterreich und dem Adel.
 XL. 1862. (Hagenbach, K. K.) Das Basler Concil. 1431—1448.
 XLI. 1863. (Fechter, D. A.) Basels Schulwesen im Mittelalter. Gründung der Universität.
 Anfänge der Buchdruckerkunst.
 XLII. 1864. (Buxtorf, K.) Basel im Burgunderkriege.
 XLIII. 1865. (Bisler, W.) Der Schwabenkrieg und die Stadt Basel. 1499.
 XLIV. 1866. (Frey, Hans.) Basels Eintritt in den Schweizerbund.
 XLV. 1867. (Buxtorf, K.) Die Theilnahme der Basler an den italienischen Feldzügen.
 XLVI. 1868. (Hagenbach, K. K.) Johann Decolampad und die Reformation in Basel.

3. Erzählungen und Darstellungen in bunter Reihenfolge.

- XLVII. 1869. (Meisner, Fr.) Schweizerische Feste im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert.
 XLVIII. 1870. (Wieland, Carl.) Die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz während der Jahre 1798 und 1799.
 XLIX. 1871. (Wieland, Carl.) Dasselbe. Zweiter Theil.
 L. 1872. (Bisler, W.) Eine Basler Bürger-Familie aus dem sechszehnten Jahrhundert.
 LI. 1873. (Bisler, W.) Das Karthäuser-Kloster und die Bürgerschaft von Basel.
 LII. 1874. (Heyne, M.) Ueber die mittelalterliche Sammlung zu Basel.
 LIII. 1875. (Stähelin, K.) Karl Rudolf Hagenbach.
 LIV. 1876. (Frey, Hans.) Die Staatsumwälzung des Cantons Basel im Jahre 1798.
 LV. 1877. (Frey, Hans.) Basel während der Helvetik. 1798—1803.
 LVI. 1878. (Wieland, Carl.) Basel während der Vermittlungszeit. 1803—1815.
 LVII. 1879. (Wieland, Carl.) Die vier Schweizerregimenter in Diensten Napoleons I. 1803—1814.
 LVIII. 1880. (Burckhardt, Dr. Albert.) Basel zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Erster Theil.
 LIX. 1881. (Burckhardt, Dr. Albert.) Dasselbe. Zweiter Theil.
 LX. 1882. (Bernoulli, August.) Die Schlacht bei St. Jakob an der Aare.
 LXI. 1883. (Bernoulli, August.) Basel im Kriege mit Oestreich. 1445—1449.
 LXII. 1884. (Probst, Emanuel.) Bonifacius Amerbach.
 LXIII. 1885. (Boos, Heinrich.) Wie Basel die Landschaft erwarb.
 LXIV. 1886. (Burckhardt, Achilles.) Hans Holbein.
 LXV. 1887. (Burckhardt-Wiedermann, Th.) Helvetien unter den Römern.
 LXVI. 1888. (Birmann, M.) Die Einrichtungen deutscher Stämme auf dem Boden Helvetiens.
 LXVII. 1889. (Trog, Hans.) Die Schweiz vom Tode Karls des Großen bis zum Ende des burgundischen Reichs.
 LXVIII. 1890. (Burckhardt, Albert.) Die Schweiz unter den salischen Kaisern.
 LXIX. 1891. (Bernoulli, August.) Die Entstehung des ewigen Bundes der Eidgenossen.
 LXX. 1892. (Thommen, Rudolf.) Geschichte der Eidgenossenschaft bis zum Eintritt Luzerns in den Bund. 1291—1332.
 LXXI. 1893. (Wackernagel, Rudolf.) Die Stadt Basel im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert.
 LXXII. 1894. (Fäh, Franz.) Johann Rudolf Wettstein. Ein Zeit- und Lebensbild. (Zur Säkularerinnerung.) Erster Theil.
 LXXIII. 1895. (Fäh, Franz.) Dasselbe. Zweiter Theil.
 LXXIV. 1896. (Socin, Adolf.) Basler Mundart und Basler Dichter.
 LXXV. 1897. (Huber, August.) Die Refugianten in Basel.
 LXXVI. 1898. (Bernoulli, August.) Basels Antheil am Burgunderkriege. Erster Theil.
 LXXVII. 1899. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Zweiter Theil.
 LXXVIII. 1900. (Bernoulli, August.) Dasselbe. Dritter Theil.

Frühere Jahrgänge der Neujahrsblätter sind, soweit dieselben noch vorhanden, zu beziehen in R. Reich's Buchhandlung, vorm. C. Detloff, Freiestraße Nr. 40.

